

Dissident

Liao Yiwu beschreibt mit Scharfsinn die Entwicklung seines Heimatlands China
24

Gespräch

Kim de l'Horizon über Poesie und Hexerei
4

Logistik

Wie der Kapitalismus zu liefern lernte
28

Bücher am Sonntag





Linus Schöpfer,
Kulturredaktor
«NZZ am Sonntag»

Von den Freuden und Gefahren des Lesens

Auf dem Pult meiner Kollegin Martina Läubli stapeln sich die Bücher. Das tun sie immer. Aber diesmal stapeln sie sich zu einer eigentlichen Wand. Obendrauf und zwischendrin befinden sich – wie wuchernde Moose in einem ehrwürdigen Tempelgemäuer – die Kataloge der Verlage, die bereits ihre Herbstprogramme anpreisen. Weil die Kollegin noch ein paar Tage in den Ferien ist, befürchte ich, dass die bereits bedenklich wacklige Statik der Bücherwand irgendwann kollabieren wird und ich darunter begraben werde, wenn ich gerade selber in irgendeine Lektüre vertieft bin. Sie, liebe Leserin, lieber Leser, kennen das selbstverständlich auch: dass ein Buch dermassen fasziniert, dass man alles um sich herum vergisst. Den Müll, den man hinausbringen wollte. Das Sorbet, das im Becher schmilzt. Die mittelmässige Netflix-Serie, die man zum Glück gar nicht erst angefangen hat. In dieser Ausgabe von «Bücher am Sonntag» versammeln wir Dutzende Lesetipps, die Sie in diesen magischen Daseinszustand versetzen können: Bücher von Mieko Kawakami über Peter Stamm bis Timothy Garton Ash. Für Ihre Sommerferien werden Sie bei uns auf jeden Fall fündig. Übrigens, laut einer Studie der Universität Yale leben Leserinnen und Leser im Durchschnitt zwei Jahre länger als Nichtleser. So gross kann die Gefahr einstürzender Neuerscheinungen also gar nicht sein!
Linus Schöpfer



Liao Yiwu
(Seite 24).
Illustration von
Andrea Ventura.

Belletristik

- 4 Philosophisches Gespräch:** Kim de l'Horizon und Raphaela Edelbauer debattieren über Hexerei, Pataphysik und Literatur als eine spezielle Form von Wissenschaft. *Von Linus Schöpfer*
- 8 Mieko Kawakami:** All die Liebenden der Nacht
- 10 Robert Seethaler:** Das Café ohne Namen
- 11 Maria Pourchet:** Feuer
- 12 Fabio Andina:** Davonkommen
Alice Grünfelder: Jahrhundertssommer
- 13 Mariella Mehr:** Zeus oder Der Zwillingston
- 14 Leo Gilbert:** Seine Exzellenz der Android
- 15 Pankaj Mishra:** Goldschakal
- 16 Gabriela Adameşteanu:** Der Trevi-Brunnen
Norman Manea: Der Schatten im Exil
Cătălin Partenie: Die goldene Höhle
- 17 Joy Williams:** Stories
- 18 Larysa Kosach:** Contra spem spero
- 19 Yevgeniy Breyger:** Frieden ohne Krieg
Kurzkritik: Gabriele Tergit / Sarah Elena Müller
- 21 Krimi des Monats:** Riley Sager: Night - Nacht der Angst
Kurzkritik Krimi: James Kestrei / Nicola Lagioia / Joël Dicker / Kataro Isaka

Graphic Novel

- 20 Camille Jourdy:** Juliette



Auf Seite 42 lesen Sie die merkwürdige Geschichte von «Lektor» Filippo Bernardini.

Kinder- und Jugendbuch

- 22 Empfehlungen:** Peter Stamm / Constanze Spengler / Malinda Lo / Tobias Goldfarb
- 23 Kinderbücher:** Jasmina Petkovic / Edgar Rai / Jörg Isermeyer

Essay

- 24 Eine Epidemie des Wahnsinns** Liao Yiwu reflektiert Geschichte und Gegenwart von China. Sein neuer Roman handelt von der Kulturrevolution. *Von Linus Schöpfer*

Sachbuch

- 28 Monika Dommann:** Materialfluss
- 30 Anna Mayr:** Geld spielt keine Rolle

- Cynthia Fleury:** Hier liegt Bitterkeit begraben. Über Ressentiments und ihre Heilung
- 31 Yves Demuth:** Schweizer Zwangsarbeiterinnen
- 32 Timothy Garton Ash:** Europa. Eine persönliche Geschichte
- 33 Ludovica Introini u. a.:** Werner Bischof
- 34 Widmer:** Die Schweiz ist anders – oder sie ist keine Schweiz mehr
Ebner: Massenradikalisierung
Dipo Faloyin: Afrika ist kein Land
- 35 Jacob Mikanowski:** Adieu, Osteuropa
- 36 Konfuzius:** Gespräche
Henrike Lähnemann u. a.: Unerhörte Frauen. Die Netzwerke der Nonnen im Mittelalter
- 39 Nancy Fraser:** Der Allesfresser. Wie der Kapitalismus seine Grundlagen verschlingt

Porträt

- 42 Filippo Bernardini:** Der mysteriöseste Kriminelle der Verlagswelt gab sich als Lektor aus, um an Manuskripte zu gelangen. *Von Sylke Gruhnwald*
- 44 Maron Mendel:** Über Israel reden
Kurzkritik: Nicolas Berg/Philip Hoare/Frederich Friedel u. a./
- 45 Was liest:** Mina Hava
Bücher, die Sie sich sparen können: Stefan aus dem Siepen / Mariana Mazzucato u. a.
- 46 Buchmarkt:** Früher im TV, heute auf Twitter
Bestseller: Juni 2023
- 47 Kolumne von Alex Capus:** Anstand und Chemie

Raphaela Edelbauer und Kim de l'Horizon schreiben gefeierte Romane – und hinterfragen das etablierte Denken. Ein Gespräch über Poesie, Hexerei und die Grenzen dessen, was man gemeinhin «die Wissenschaft» nennt. **Interview: Linus Schöpfer**

«Eigentlich ist doch alles magisch»

Sie sind die Junggenies der deutschsprachigen Literatur: Raphaella Edelbauer, 32 Jahre, und Kim de l'Horizon, 30 Jahre. Beide haben Bestseller geschrieben und die wichtigsten Buchpreise ihrer Länder gewonnen. Edelbauer veröffentlichte heuer «Die Inkommensurablen», einen fiebrigen, viel gelobten Jugendstilroman, der in Wien anno 1914 spielt. Kim de l'Horizon gelang mit dem sog-haf-ten Bildungsroman «Blutbuch» das Ereignis des Buchjahres 2022 – nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland.

Weniger bekannt ist, dass Edelbauer und de l'Horizon ein besonderes Interesse für Wissenschaftsdiskurse teilen. Beide hinterfragen etablierte Formen des Denkens, beide sind hingezogen zu ungewöhnlichen, esoterisch wirkenden Perspektiven. So leitet Raphaella Edelbauer die Wiener Sektion der Pataphysik, einer philosophischen Schule, die Ende des 19. Jahrhunderts vom Schriftsteller Alfred Jarry gegründet worden ist. Pataphysiker ersinnen glaubwürdige Antworten auf absurde Fragestellungen. Zum Beispiel experimentierte Edelbauers Gesellschaft mit einem Beichtstuhl, der auf künstlicher Intelligenz basiert. An einem Vortragsabend beschäftigte sich die Gesellschaft sowohl mit der Anatomie von Steckenpferden als auch mit Quantenphysik. Pataphysik ist die kompetente Persiflage der modernen Wissenschaft.

Kim de l'Horizons «Blutbuch» andererseits kann auch als Wissenschaftskritik gelesen werden. Die Hauptfigur forscht nach vergessenen Frauenfiguren und hinterfragt dabei die traditionelle Geschichtsschreibung. Die Autorenperson aus Ostermundigen beschäftigt sich mit Hexerei und Schamanismus. Ihre Lehrerin ist die kalifornische Schamanin Miriam Simon alias «Starhawk», eine Vertreterin der Gaia-Theorie, die die Erde als einziges, riesiges Lebewesen betrachtet.

Weshalb beargwöhnen sie die etablierte Wissenschaft? Was fasziniert sie am Irrationalen? Und in welcher Rolle sehen sie ihre Arbeit, die Literatur? Darüber redeten wir mit Kim de l'Horizon

«Ist alles irrational ausserhalb der Schulmedizin und der Naturwissenschaften? Das möchte ich bestreiten.»

Kim de l'Horizon

und Raphaella Edelbauer in einem online geführten Gespräch.

Bücher am Sonntag: *Raphaella Edelbauer, an den Versammlungen Ihrer Pataphysischen Gesellschaft sind auch Tiere und Pflanzen willkommen. Das ist doch total absurd.*

Raphaella Edelbauer: Ja, das sehe ich auch so. Derzeit werden die Pflanzen durch eine schöne Mangopflanze vertreten. Die erste Pflanzenvertreterin war eine Johannisbeeren-Staude, die bedauerlicherweise früh verstorben ist. Als Vertreterin der Tiere figuriert derzeit Kallisto Würstchenheimer. Das ist meine Katze.

(Kim de l'Horizon schaltet sich zu)

Willkommen, Kim de l'Horizon. Wir reden gerade über Pataphysik. Ist Ihnen das ein Begriff?

Kim de l'Horizon: Paterphysik ... wie: «von Vater»?

Edelbauer: Pataphysik. Die einfachste Definition ist die, dass sich Pataphysik zur Metaphysik verhält wie die Metaphysik zur Physik.

Kim de l'Horizon: Ach so.

Kim de l'Horizon, Sie beschäftigten sich mit Hexerei. Wieso?

Kim de l'Horizon: Das hat unterschiedliche Gründe. Zum einen ist da – natürlich – die feministisch-marxistische Perspektive. Hexen waren zumeist ältere Frauen, denen heilerische Fähigkeiten zugesprochen wurden. Warum wurden ausgerechnet sie unterdrückt? Die Hexerei interessiert mich auch als Trägerin eines vorchristlichen Erbes, mit dem ich in Verbindung treten möchte. Im Alltag mache ich das mit Ritualen, die mir helfen, das Leben zu bewältigen.

Welche Rituale?

Kim de l'Horizon: Gerade reinige ich mich von all den Stresshormonen der letzten Monate. Ich gehe in den Wald und reibe die verspannten Muskeln mit Brennnesseln ein. Im Gegenzug dafür, dass mir der Wald all das Adrenalin rausbrennt, schenke ich ihm Nüsse.

Sie suchen beide das Irrationale, Versponnene ...

Kim de l'Horizon: Na ja. Ist alles irrational, was sich ausserhalb der Schulmedizin und der Naturwissenschaften befindet? Das möchte ich bestreiten. Und diese Vorstellung, dass es eine harte,

Kim de l'Horizon

Kim de l'Horizon ist in Ostermundigen bei Bern geboren, hat in Winterthur das Gymnasium besucht und am Literaturinstitut in Biel studiert. Der Künstlername ist ein Anagramm: die Buchstaben des bürgerlichen Namens, neu aneinandergereiht. Der Debütroman «Blutbuch» sammelte letztes Jahr euphorische Kritiken und wurde zum Bestseller. Diesen Herbst wird der Text im Zürcher Schauspielhaus als Theaterstück uraufgeführt. (Isö.)

rationale Wissenschaft gäbe, die weichen, angeblich irrationalen Fächern und der Kunst und der Literatur vorzuziehen sei ... nun, diese Vorstellung ist sexistisch.

Wieso sexistisch?

Kim de l'Horizon: Das Harte als das Gute hier, das Weiche als das Schlechte und Lächerliche dort: Das ist eine zutiefst patriarchale Sicht. Wer die Naturwissenschaften so verehrt, huldigt dem Phallus.

Edelbauer: Witzigerweise ist der Begriff des Irrationalen ja ein mathematischer Begriff. Ausserdem spielt auch die angeblich so nüchterne Mathematik zuweilen verrückt. Wenn man ein rationales System bis zum Äussersten treibt, wird es irgendwann irrational.

Ein Beispiel?

Edelbauer: Zum Beispiel kann sich auf Youtube jeder eine kinderleichte Herleitung anschauen, die zeigt, dass die Summe aller natürlichen Zahlen zwingend minus ein Zwölftel ergeben muss.

Faszinierend. Aber letztlich bloss eine intellektuelle Spielerei – so wie Ihre Pataphysik.

Edelbauer: Da täuschen Sie sich, das ist harte Naturwissenschaft. Die Pataphysik ist ausserdem auch politisch. Allein schon deshalb, weil wir Pataphysiker alles Linke sind. (lacht) Und wenn sich Künstler zu einer Organisation zusammenschliessen, bekommt ihre Arbeit unweigerlich auch eine politische Dimension.

Für Sie verfließen die Grenzen zwischen Politik und Kunst, zwischen Kunst und Naturwissenschaft.

Edelbauer: Es gibt nun mal keine Demarkationslinie. Auch deshalb bin ich als Pataphysikerin ▶



Die hexende Autorenperson: Kim de l'Horizon posiert in Berlin, November 2022.



Schriftstellerin und Pataphysikerin: Raphaela Edelbauer, in Wien an einem Tor hängend, August 2022.

APOLONIA.THERESA.BITZAN

Raphaela Edelbauer

Geboren in Wien als Tochter einer Ethnologin und eines Philosophen, besuchte Raphaela Edelbauer ein Sportgymnasium. Ihr wichtigster Sport war das Rudern, das sie auch wettkampfmässig betrieb. Später studierte sie Philosophie, heute lehrt sie an der Universität für angewandte Kunst Wien. Edelbauer hat bereits ein imposantes Werk vorzuweisen: Romane, Essays sowie ein Libretto. Ausserdem erhielt sie ein gutes Dutzend Preise. (Isö.)

► und Ästhetin so sehr an Naturwissenschaften interessiert. Wissenschaft kann von äusserster formaler Eleganz sein. Denken wir an die Mathematik und ihre Herleitungen, ihre Formeln. Wenn man die Wissenschaft auf die Spitze treibt, wird sie magisch. Auf der anderen Seite nähert sich die Magie, wenn man sie so genau wie möglich nimmt, der Naturwissenschaft. Etwa in der Quantenphysik.

Sie wollen die angeblich so nüchternen Naturwissenschaften zugleich ent- und verzaubern.

Edelbauer: Die Naturwissenschaften spiegeln ein Wissen vor, wie die Welt wirklich ist. Man stellt sie in Opposition zur Kunst, bescheinigt ihnen Nüchternheit und Sachlichkeit. Dies zu hinterfragen, gehört zur Mission von uns Pataphysikern.

Ist das Chaos in der Welt denn nicht bereits gross genug? Müssen wir jetzt auch noch die Naturwissenschaften und ihre Praxis der empirischen Wahrheitsfindung hinterfragen? Die Ratio ist doch ohnehin angeschlagen wegen der Fake News, der Populisten usw.

Edelbauer: Das Chaos ist meiner Ansicht nach nicht das Problem, sondern gerade die Vereinfachung des Weltbilds durch Verschwörungstheorien, die ja im Grunde gar keine Antworten wollen. QAnon ist beispielsweise nicht Chaos, sondern eine falsche Simplifikation.

Würden Sie sich als Esoterikerinnen bezeichnen?

Edelbauer: Auf keinen Fall. Es sei denn, man zählt die Philosophie zur Esoterik.

Kim de l'Horizon: Ich würde unterscheiden zwischen Esoterik und Spiritualität. Wer spirituell denkt, denkt immer von sich aus. «Ich habe das erfahren, ich glaube daran, dass...» Der Esoteriker dagegen hat einen absoluten Anspruch. Er will bekehren und drängt der Gesellschaft sein Weltbild auf. Das ist nicht mein Ansatz. Ja, ich würde mich nicht einmal als spirituellen Menschen im engeren Sinne bezeichnen. Ich halte es lieber mit Oscar Wilde: «Das wahre Geheimnis dieser Welt liegt im Sichtbaren, nicht im Unsichtbaren.»

Wie meinen Sie das?

Kim de l'Horizon: Vielleicht gibt es Engel. Vielleicht gibt es Seelen. Wer weiss das schon? Für mich ist das nicht entscheidend. Was mich interessiert, sind Gedanken, die unsere dominante metaphysische Erzählung hinterfragen. Ich hinterfrage die strikte Trennung von Körper und Geist, die für unsere Kultur so prägend ist. Die christliche Annahme, dass unser Bewusstsein unseren Körper als etwas Fremdes wahrnimmt. Ich tue dies aber nicht in einer esoterischen oder spirituellen Tradition, sondern - wie Raphi - über die Philosophie, über Spinoza oder Deleuze. Es geht um Gegenerzählungen. Etwa zur starren Vorstellung, dass man Menschen nur in die Kategorie Mann oder in die Kategorie Frau einteilen kann. Wenn wir es uns anders erzählen, dann erfahren wir es auch anders.

Edelbauer: Ich möchte dazu auf eine Unterscheidung hinweisen, die in meinem neuen Roman von Bedeutung ist. Die Unterscheidung

von «übersinnlich» und «übernatürlich». Dass es Übersinnliches gibt in unserer Welt, ist unbestreitbar. Die wichtigsten Prozesse werden von Teilchen angestoßen, die sich der Wahrnehmung unserer Sinnesapparats entziehen. Wir können keine Radiowellen sehen, vorhanden sind sie trotzdem. Sobald man hingegen vom «Übernatürlichen» zu sprechen beginnt, wird es schwierig. Denn dann gibt es kein diskursives Feld mehr. Weil man an das Übernatürliche nur glauben, es jedoch nicht herleiten kann.

Kim de l'Horizon, Sie reden viel von «Heilung». Was meinen Sie damit?

Kim de l'Horizon: Wir leben in einer Gesellschaft, in der die Tendenz zu Spaltungen sehr stark ist. Eine Gesellschaft, in der viele unaufgearbeitete Traumata in sich tragen. Dank verschiedener heuxerischer Praktiken kann ich meine nonbinäre Körperlichkeit ausleben - auch wenn ich leider nicht behaupten kann, dass ich vom Patriarchat geheilt worden wäre. Aber ich leide nicht mehr an permanenter Erschöpfung und permanenter Angst. Ich bin nicht «heil» geworden im christlichen Sinn, «gesund» oder «ganz», aber ich kann mit den Wunden, die mir dieses System geschlagen hat, besser umgehen. Weil ich mich nun als Teil einer grossen Körperlichkeit verstehen kann, die alle Wesen auf der Erde umfasst.

Edelbauer: Ich kann das alles gut nachvollziehen. Was Kim da erzählt, ist kein Hokuspokus, sondern evident. So hört unsere Körperlichkeit nicht mit unserer Haut auf, sondern reicht darüber hinaus. Sie ist verwoben mit der Umwelt...

Kim de l'Horizon: ... allein das Atmen ist ein ständiges Verinnerlichen und Veräusserlichen. Unsere Atome und damit Körper werden ständig ausgetauscht. Wir sind keine Betonklötze, die in der Welt stehen... wir sind die Welt!

Das Christentum böte viele Anschlusspunkte für derlei Spiritualität. Die Religion stösst bei Ihnen beiden jedoch auf brüste Ablehnung.

Kim de l'Horizon: Das institutionalisierte Christentum, die Kirche: das lehne ich ab. Die vielen Fäden des Mystizismus, frühe, körperbetonte, materialistische Bewegungen des Christentums, die von den Mainstream-Kirchenvätern ausstrahlt wurden, dafür interessiere ich mich durchaus. Die Art von Christentum, wie sie jüngst im Film «Foudre» gezeigt wurde, in dem die junge Protagonistin - eine frühere Klosterschülerin - Gott als Ausdruck ihrer Lust empfindet.

Edelbauer: Ich habe ja immerhin die YouTube-Serie namens «Edelbauers Exegese», in der ich aus Bibelstellen vorlese. Die Bibel ist schon sehr bizarr. Diese unfreiwillige Komik des Christentums, die fasziniert mich. Ansonsten kann ich mit Religion als Lebenspraxis aber tatsächlich nichts anfangen.

Kim de l'Horizon, Sie sagen, die Wissenschaft genüge Ihnen nicht. Wieso nicht?

Kim de l'Horizon: Weil sie mir nicht wissenschaftlich genug ist. Weil sie ihre eigenen Positionen und Bedingungen zu wenig reflektiert. Die Positionen und Bedingungen eben, nach denen Wissen geschaffen wird. Wissenschaft tut immer noch viel zu oft so, als gäbe es eine reine Objektivität. Als würde sie aus einer göttlichen Position heraus geschaffen. Diese Position ist aber meist die sehr bestimmte Position eines männ-

«Ich verstehe Literatur als Kern einer Art von Wissenschaft. Philosophie gehört für mich zur Literatur.»

Raphaela Edelbauer

«Ich würde unterscheiden zwischen Esoterik und Spiritualität. Wer spirituell denkt, denkt von sich aus.»

Kim de l'Horizon

lichen, weissen, westlichen Forschers. Andere Positionen werden entsprechend als abweichend und subjektiv markiert. Als weibliche Wissenschaft, als trans-Wissenschaft, als indigene Wissenschaft... die objektive, die wahre Wissenschaft dagegen bleibt anderen vorenthalten - und sie wird nicht markiert, hat kein Adjektiv. Sie ist einfach «die» Wissenschaft.

Edelbauer: Das stimmt. Zugleich gibt es schon auch Wissenschaften, bei denen diese Sprecherposition auf äusserst penible, extreme Weise reflektiert wird. Ich erinnere mich an ein physikalisches Experiment, das mich fasziniert. Bei diesem Experiment wurde festgestellt, dass das Resultat durch die Wahl der Zigaretten tangiert wurde, die der Studienleiter rauchte. Die teureren Zigaretten waren stofflich leicht anders beschaffen - somit war das Ergebnis des Studienleiters ein anderes als das des Assistenten, der billige Zigaretten rauchte. Die sozioökonomischen Strukturen beeinflussten den Ausgang des physikalischen Experiments.

Und was ist mit der Literatur? Ist sie eine Wissenschaft im weiteren Sinn?

Kim de l'Horizon: Ich sehe meine Literatur schon nicht als etwas rein Ästhetisches. Als etwas, das man bloss geniesst. Sondern sie soll eine spezifische Form von Text sein, die Wissen schafft. Eine verkörperte, perspektivische Form von Wissen. Wie ist das bei dir, Raphi? Verstehst du deine literarische Praxis als wissenschaftlich?

Edelbauer: Ich verstehe Literatur als Kern einer bestimmten Art von Wissenschaft, an der ich mich beteilige. Philosophie zum Beispiel gehört für mich zur Literatur. Philosophie versucht sich ja oft und fälschlicherweise von der fiktiven Literatur abzugrenzen. Dabei ist ihre Glaubwürdigkeit eine rein sprachliche. Eine philosophische Aussage erscheint uns allein deshalb als wahr, weil es dem Philosophen oder der Philosophin gelang, Sätze elegant oder zumindest kohärent zu verknüpfen. Was sonst ist die Philosophie also als Literatur mit einem gewissen Wahrheitsanspruch?

Kim de l'Horizon: Einen Wahrheitsanspruch, den wir andererseits ja auch in der Literatur finden, die sich selbst als Literatur versteht - zum Beispiel bei Didier Eribon, Édouard Louis oder Annie Ernaux. Dieses Insistieren auf Wahrhaftigkeit: «Wenn ich in einem Text schreibe, dass ich ein blaues Hemd trug, dann war das so!» Ich gehe in meiner Literatur nicht so weit. Das Konstruierte ist mir wichtig, die Montage von Erinnerungen.

Für Sie beide ist die Literatur also eine Art Wissenschaft - und eine Art Magie zugleich?

Kim de l'Horizon: Sicher. Aber nicht nur die Literatur ist magisch. Allein der Moment jetzt, wenn du, Raphi, und ich hier über so grosse Distanzen weg über Diskurse sprechen, mit denen wir uns beide beschäftigt haben und denen wir uns beide auf sehr ähnliche Weise angenähert haben...

Edelbauer: ... dass wir in diesem Moment auf einem Steinball sitzen und um eine riesige Kugel aus Helium kreisen und sich die Menschheit langsam selber umbringt, weil sie so seltsame Dinge anstellt. Ja, das ist schon merkwürdig.

Kim de l'Horizon: Es ist mega merkwürdig. Aber auch affengeil. Eigentlich ist doch alles magisch.

Edelbauer: Voll.

Kim de l'Horizon: Ja. ●

Japanische Literatur Mieko Kawakami erzählt in «All die Liebenden der Nacht» von alltäglichen Verrichtungen und Abgründen

Eine Korrektorin gibt sich dem Lichtrausch hin

Mieko Kawakami: All die Liebenden der Nacht. Aus dem Japanischen übersetzt von Katja Busson. Dumont 2023. 236 S., um Fr. 33.-, E-Book 23.-.

Von Julia Kohli

Kennen Sie die Geschichte des Schlumpfes, der meint, mit seinem Netz den Mond in einem See einfangen zu können, da dieser sich dort spiegelt? Ähnlich fühlt sich die Auseinandersetzung mit Mieko Kawakamis «All die Liebenden der Nacht» an. Zunächst scheint diese Geschichte greifbar, bei genauerer Betrachtung vervielfachen sich die Themen jedoch ins Unendliche.

Schauplatz der Erzählung ist das heutige Tokio; durch diese Millionenstadt torkelt die einsame und wortkarge Korrektorin Fuyuko Irië. Ihren Beruf übt die 34-Jährige mit einer Leidenschaft aus, die an Selbstausschöpfung grenzt. Ihr einziges Freizeitvergnügen besteht darin, an ihrem Geburtstag einen Nachtspaziergang zu machen - die Lichter, so ist sie überzeugt, feiern mit ihr. Überhaupt lässt sie das Thema Licht nicht los.

Fuyuko Irië erzählt schonungslos, warum sie Männer nicht interessieren: Als Teenager wurde sie von einem Mitschüler vergewaltigt. Nüchtern beschreibt sie auch, wie sie aufgrund ihrer Introvertiertheit am früheren Arbeitsplatz gemobbt wurde und sich deshalb selbständig gemacht hat.

«So viel Glück ist schon fast peinlich», denkt sie über diesen Befreiungsschlag. «mit jedem Atemzug breitete sich eine Frische in mir aus, die ich gar nicht kannte, eine Frische, die meinen Körper förmlich

zu weiten schien.» Doch das beschwingte Gefühl hält nur kurz, bald fühlt sie sich wieder als Versagerin. «Allein. Eine erbärmliche Frau, die selbst hier in der Stadt und bei schönstem Wetter nicht wusste, wie man lebt.» Ohne Mann und Kinder, so weiss sie, erfüllt sie die gängigen Rollenmuster nicht - und diese Erkenntnis lastet schwer auf ihr.

Wieso ihre Berufskollegin Hijiri sich mit ihr anfreunden will, versteht sie nicht. Sie hört ihr gerne zu, wie sie über das Patriarchat in Japan herzieht, scheut sich aber, ihre eigenen Gedanken mitzuteilen.

Keine Lust auf Sex

«All die Liebenden der Nacht» weist Parallelen zu Sayaka Muratas Novelle «Die Ladenhüterin» (2016) auf. Dort leidet die Protagonistin Keiko wie Fuyuko an den gesellschaftlichen Erwartungen. Keikos fast religiöse Hingabe an ihren Job im 24-Stunden-Laden wird von der Umwelt als abnormal eingestuft - genauso ihr fehlendes Interesse an einer Beziehung.

Dies führt dazu, dass die Verkäuferin sich auf einen frauenverachtenden Mann einlässt, nur damit sie als «normal» gilt. Kawakami und Murata gelten in Japan als feministische Ikonen. Ihre Protagonistinnen, die weder gängige Frauenrollen erfüllen noch Lust auf Sex haben, trafen einen Nerv.

Im Gegenteil zu Keiko, deren Umfeld hoffnungslos spiessig ist, hat Fuyuko mit Hijiri eine Verbündete, die ihr Leid teilen will, so vertraut sie Fuyuko ihre Angst an, manipuliert zu werden: «Jedes Mal, wenn sich etwas in mir rührt, frage ich mich, ob es wirklich mein Gefühl ist, ob ich das bin oder ob ich es nicht irgendwo gelesen oder gehört habe.» Fuyuko fehlen angesichts

dieser Offenheit die Worte - und so wird zunächst nicht Hijiri, sondern eine mit Sake gefüllte Thermosflasche ihre Freundin. Der Alkohol bringt sie ihrem Ziel näher: «Nicht mehr ich zu sein.»

Wie steht es um die Japanerinnen? Eine vom Kabinett in Auftrag gegebene Studie ergab, dass lediglich 14,7 Prozent der Befragten glauben, Frauen seien gleichberechtigt. Im Unterhaus des japanischen Parlaments beträgt der Frauenanteil nur 10 Prozent, in der Privatwirtschaft machen Frauen 1 Prozent der höheren Führungskräfte aus.

Die Entrüstung über Statements des verstorbenen Politikers und «grossen» Schriftstellers Shintaro Ishihara hallen nach: 2001 sagte er, für Frauen sei ein Leben nach der Menopause sinnlos. Immerhin: Seit der Jahrtausendwende erhalten Frauen etwa die Hälfte der renommiertesten Literaturpreise.

Vor sechs Jahren kritisierte Kawakami den Starautor Haruki Murakami in einem Interview. Selten dürften die Frauen in seinen Büchern für sich selbst existieren, warf sie ihm vor, meistens seien sie Gespielinnen, die der Entwicklung des männlichen Protagonisten dienten. Murakami, ein Bewunderer von Kawakamis Werken, reagierte auf diesen Vorwurf irritiert - er schreibe eben generell keine komplexen Charaktere, redete er sich raus.

Dass sie selbst schon in die Klischeefalle getappt ist, gibt Kawakami offen zu. In einem Interview mit dem «Guardian» sagte sie, dass sie sich Feministinnen früher als «hysterische alte Frauen» vorgestellt habe. Mi Fuyuko und Hijiri zeigt die Autorin, dass Feminismus keinen bestimmten Charakter voraussetzt, sie beschreibt die zwei unterschiedlichen Figu-



«So viel Glück ist fast schon peinlich»: Mieko Kawakami.

ren mit demselben Respekt. Wer unabhängig durchs Leben geht, ist immer emanzipiert, so die Botschaft. In der Stille aber schlummert eine besondere Provokation. «Du machst mich wahnsinnig»: Zweimal richtet sich dieser Vorwurf an Fuyuko, da sie es vorzieht, zu schweigen. Das erste Mal hört sie diese Worte von ihrem Vergewaltiger, das zweite Mal kommt die Aussage von Hijiri, die sich vernachlässigt fühlt.

Selten hat ein Roman die Welt einer introvertierten Person so pointiert dargestellt. Paradoxerweise ist es die Einsamkeit, die Fuyukos Gedanken schärft und ihnen Raum gibt.

Wenn sie ihre selbstzerstörerische Ader vergisst und ihre Umgebung taxiert, wird das zum hypnotischen Leseerlebnis: «Die Tasse an den Lippen, beobachtete ich, wie die Nacht immer dichter wurde und wie Tinte die Zwischenräume füllte zwischen dem, was sich bewegte, und dem, was sich nicht bewegte.»

Als Hostess gearbeitet

Trotz der Melancholie fehlt es dieser Geschichte nicht an Situationskomik. Als Fuyuko eines Tages beschwipst zur Volkshochschule geht, um sich dort für den Kurs «Einführung in die Welt der Tragödie» einzuschreiben, begegnet sie einem Mann, der sie anzieht: Herr Mitsutsuka, ein entlassener Fabrikarbeiter, gibt sich gegenüber Fuyuko als Physiklehrer aus.

Fuyuko ist von der sanften Art des zwanzig Jahre älteren Mannes fasziniert, sie treffen sich, und er erklärt ihr, was es mit dem Licht auf sich hat.

Also eine Lovestory, noch dazu mit einer Vaterfigur? Nein, natürlich wird der flinkernde Mitsutsuka für Fuyuko nicht zur Erlöserfigur. Aber: Er ist auch kein Monster. Und an seiner aus Scham entstandenen Lüge lässt sich die Bürde des Patriarchats ebenfalls ablesen - Wert besitzen Männer in diesem System nur als Versorger.

Mieko Kawakami selbst wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf. Sie kam 1976 in Osaka zur Welt und jobbte dort als 14-Jährige in der Panasonic-Fabrik, um ihre Familie zu unterstützen. Als sogenannte Hostess, wie man in Japan Trinkbegleiterinnen für Männer nennt, lernte sie später eine Menge über die Sorgen und Ängste ihrer Mitmenschen.

In ihren Romanen wolle sie «echte Menschen» mit Alltagsproblemen zeigen - die japanische Literatur, meint Kawakami, tue sich damit schwer. In «Heaven» (2009) zum Beispiel dreht sich alles um Mobbing, in «Brüste und Eier» (2007) griff sie Themen wie Armut, Schönheitsideale, Asexualität und Kinderwunsch auf - dafür erhielt sie den Akutagawa-Preis, Japans höchste literarische Ehrung.

Dass Kawakami inzwischen auch international Erfolge feiert, verwundert nicht. Ihre Werke, darunter «All die Liebenden der Nacht», befassen sich mit ethischen Problemen, die überall verstanden werden. Mit ihrer schwebenden, vermeintlich leichten Sprache und den lebhaften Dialogen blendet Kawakami die Leserschaft meisterhaft - denn dahinter steckt stets die Frage, wie es gelingt, nicht am Leben zu verzweifeln. ●



Österreichische Literatur Robert Seethaler erzählt die Nachkriegsjahre anhand eines einfachen Mannes, der sich einen vermeintlich einfachen Traum erfüllt

Ein Café, in dem es um alles geht

Robert Seethaler: Das Café ohne Namen. Claassen 2023. 288 Seiten, Fr. 33.90, E-Book 21.-.

Von Peer Teuwsen

Man sollte Literatur auch an den Massstäben messen, die ein Autor sich selbst auferlegt hat. Und das sind bei Robert Seethaler nicht die tiefsten. Er trifft mit seinem lakonischen Erzählstil, der aber anhand seines Personals eine intensive Wärme entwickelt, auf ein grosses Publikum. Seethaler hat mit «Der Trafikant» einen Weltbestseller geschrieben, der sich mittlerweile über eine Million Mal verkauft hat. Und er war mit seinem Roman «Ein ganzes Leben» auf der Shortlist des International Booker Prize. Viel mehr geht nicht.

Nun versucht der Österreicher, der in einer Arbeiterfamilie aufgewachsen ist, mit seinem neuen Roman «Das Café ohne Namen» an «Der Trafikant» anzuschliessen. Wieder spielt der Roman in Wien, aber dieses Mal nicht im unmittelbaren Vorfeld des Zweiten Weltkrieges, sondern von 1966 bis 1976, also in den Jahren, wo sich das Land einigermassen erholt hat von den Nachwehen, jedenfalls ökonomisch, weniger psychisch. In den Köpfen und den Körpern wirkt der Krieg nach.

Die Aufgabe, die sich Seethaler gestellt hat, ist also um einiges anspruchsvoller als beim «Trafikanten». Die historischen Ereignisse sind nicht mehr von einer bedrückenden Offensichtlichkeit, sie spielen sich subkutan ab. Es geht darum, durch die Schilderung der Oberfläche die präkäre Grundierung derselben aufzudecken.

Und so lässt er den 31-jährigen Gelegenheitsarbeiter Robert Simon im Spätsommer des Jahres 1966 an einem ehemaligen Marktcafé vorbeigehen. Der Vater starb den «Heldentod im Feldlazarett», nur drei Monate später die Mutter an einer Blutvergiftung. «Zu verwirrt, um richtig traurig zu sein», lebt Robert Simon in einem Heim für Kriegswaisen. Mit 15 verlässt er die Schule, kann ja schreiben und lesen - und schlägt sich so durchs Leben. Wohnen tut er bei einer Kriegerwitwe, die er mag. Und dann, mir nichts, dir nichts pachtet er dieses Café, dem er keinen Namen gibt. Es ist seine erste Tat, die über die schiere Existenzsicherung hinausgeht. Ein Traum eben, etwas, mit dem der Menschenkenner Seethaler immer schon gerne hantiert hat. Dieser Funke, der in einem Menschen erwacht, dieser Funke, der zum Feuer oder, erlöscht, zur inneren Erstarrung führen kann.

Simon weiss um das Risiko. Er zweifelt. So sagt er am Tag vor der Eröffnung zur Witwe: «Vielleicht habe ich mir zu viel zugemutet. Ich meine, wer bin ich schon?» Aber es wird gut. Auch wenn das Angebot bescheiden bleibt, kommen die Menschen, finden einen Ort zum Verweilen, zum Innehalten vor den Zumutungen des Lebens. Die Zukunft liegt, wie es später einmal heissen wird, «offen und freundlich vor ihm». Er spürt eine Kraft, die er nicht gekannt hatte. Gar die Liebe sucht ihn heim. Und die Begegnungen mit einem Haufen Menschen, denen er beim Leben zuschauen darf, sind ein reicher Lohn für die Plackerei.

Aber mit den Jahren, in denen Simon tagein, tagaus ackert wie ein Stier und die «angenehme Verantwortungslosigkeit sei-



«Zu verwirrt, um richtig traurig zu sein»: Wien im Jahr 1964.



ner Jugendjahre» vermisst, muss er sich etwas eingestehen, das Seethalers Erzähler so formuliert: «Mit dem Café hatte er sich seinen Traum verwirklicht, doch nun wurde ihm die schlichte Tatsache bewusst, dass jeder Traum verschwindet, sobald er sich erfüllt.»

Simon, auch hier ein Mann der Tat, zieht seine Konsequenzen: Er nimmt Abschied von seinem wahr gewordenen Traum, mit einem grossen Fest. Die Gäste feiern bis in die Morgenstunden.

Robert Seethaler hat mit «Das Café ohne Namen» einen stillen Roman um Werden und Vergehen geschrieben. Da sind Menschen versammelt, die sich solche Lebensweisheiten zurechtgelegt haben: «Wenn alles traurig wird, muss man sich eine innere Fröhlichkeit bewahren.» Ein Roman, dem dank den existenziellen äusseren Ereignissen die innere Spannung fehlt. Aber das macht nichts. Dieses Buch ist ein Kleinod geworden. ●

Französische Literatur Die Soziologin und Erzählerin Maria Pourchet legt ein packendes Buch vor, in dem zwei reife Menschen in eine wilde Affäre stolpern und an ihren ungleichen Ansprüchen scheitern

Ein Flirt wird zum Flächenbrand

Maria Pourchet: Feuer. Deutsch von Claudia Marquardt. Luchterhand 2023, 320 S., um Fr. 34.-, E-Book 30.-.

Von Manfred Papst

In Frankreich hat dieser Roman bei seinem Erscheinen 2021 für Furore gesorgt: Er war für den Prix Goncourt nominiert, «Le Monde» und «Le Figaro» bejubelten ihn, Frédéric Beigbeder und Leïla Slimani machten sich für ihn stark. Und tatsächlich hat «Feu» das Zeug zum Bestseller. Zugleich schmissig und ambitioniert erzählt Maria Pourchet vom Feuer weiblichen Begehrens; scharfzüngig, dramaturgisch gekonnt und mit dem klinischen Blick der Soziologin inszeniert sie ein Kammerspiel mit fatalem Ausgang.

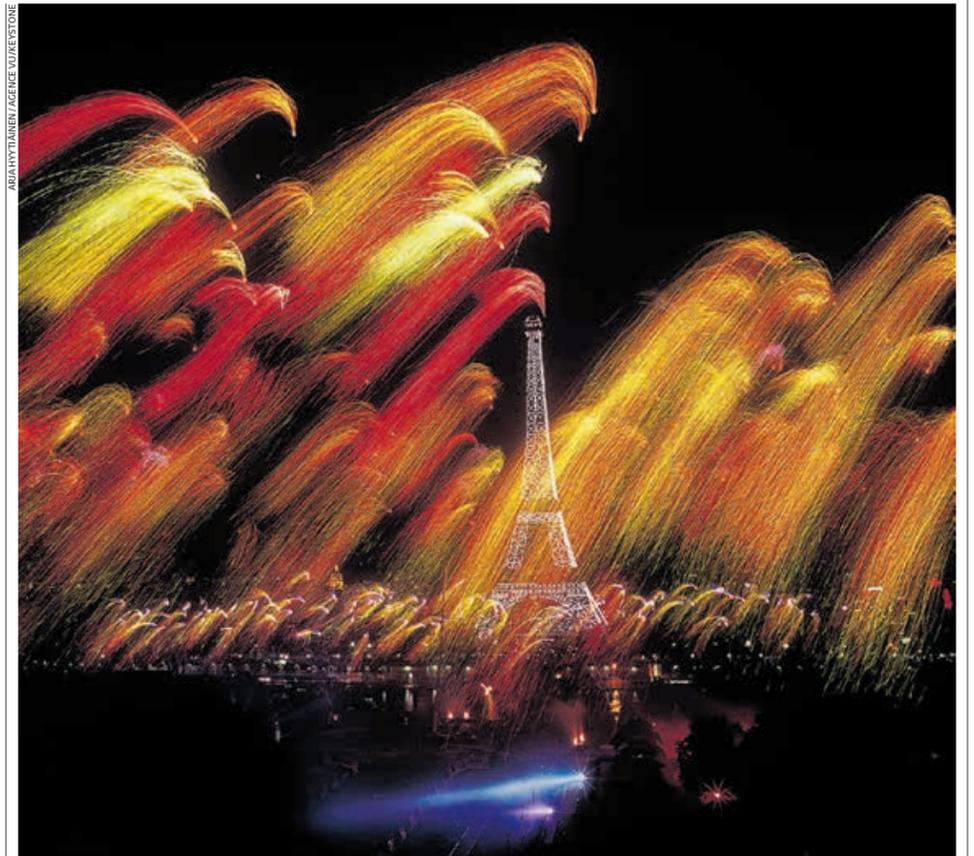
Laure, Anfang vierzig, mit einem Arzt verheiratet und Mutter von zwei Töchtern, lehrt als schlecht bezahlte Dozentin an einer Pariser Universität. Für eine Tagung, die sie organisiert, fehlt ihr noch ein Gastredner. Sie findet ihn in Clément, einem Investmentbanker, der in der Bürostadt La Défense arbeitet und bereit ist, honorarfrei vor lauter Geisteswissenschaften aufzutreten. Er ist allein stehend, gutsituiert, zehn Jahre älter als sie, ein nervöser, etwas depressiver Typ, der jeden Morgen an der Seine joggt und seinen todkranken Hund «Papa» nennt.

Das Drama der Asymmetrie

Die beiden treffen sich zum Mittagessen und nehmen sofort Witterung auf. Etwas fasziniert sie am andern, obwohl die noch in weiter Ferne liegende Tagung beide nicht im Geringsten interessiert und das Gespräch ein Geplänkel bleibt. Bald nach dem ersten Treffen beginnen sie, einander Nachrichten zu schicken, und rasch entwickelt sich zwischen ihnen eine heftige Affäre. Der erste sexuelle Kontakt ergibt sich im Auto, im Halbdunkel einer Tiefgarage. Es ist der wenig romantische Anfang einer Geschichte, die nach und nach ausser Kontrolle gerät, immer stärker in den Alltag der beiden hineinwirkt und sich bald nicht mehr verheimlichen lässt.

Das ist aber gar nicht das eigentliche Drama. Dieses besteht vielmehr in der Asymmetrie der Beziehung. Laure und Clément sind wie Platons gespaltene Kugelmenschen auf der Suche nach ihrer fehlenden Hälfte, aber sie finden sie nicht. Als unerfüllte Seelen sind sie einander zugestossen, aber der Coup de Foudre erweist sich mehr und mehr als Missverständnis. Laure will aus einem Leben voller Kompromisse ausbrechen und die Entgrenzung der absoluten Liebe erleben; Clément dagegen ist ein desillusionierter Solitär, der sich immer wieder abgrenzt und zurücknimmt. Er befindet sich in der gleichen Abwärtsspirale wie seine Bank, die gerade im Rating herabgestuft worden ist, und sucht im Zynismus Zuflucht.

Maria Pourchet hat für diese Geschichte eine überzeugende Form gefunden: In kurzen, einander abwechselnden und



Feuerwerk über Paris: So stellen sich Maria Pourchets Figuren ihren Ausbruch aus dem Alltag vor - aber so wird er nicht. (14. Juli 2010)

miteinander verzahnten Kapiteln setzt sie die beiden Erzählstimmen gegeneinander und lässt sie die gleichen Episoden aus zwei Perspektiven erzählen. Die Schilderungen könnten kaum unterschiedlicher sein: Laure spricht in der konsequent durchgehaltenen Du-Form und appelliert damit an ihre Leserschaft, während Clément eine Art Journal führt, in dem jeder Eintrag mit standardisierten Angaben zu Tag und Stunde, Körpertemperatur, Atemfrequenz, Herzschlag und Blutdruck beginnt. Wenn er sich jemandem anvertraut, dann seinem apathischen Hund.

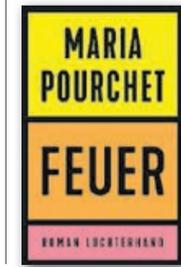
Nervtötende Nachsicht

Man folgt diesem Wechselspiel der Stimmen gebannt, weil beim Lesen immer deutlicher wird, dass hier zwei Menschen gleichsam aneinander vorbei lieben, dass sie in ihrem Gegenteil etwas suchen, das dieses nicht sein will und nicht sein kann. Clément trägt Züge einer Houellebecq-Figur. Er ist desillusioniert, müde, mit sich selbst beschäftigt. Sein Frauenbild ist von Dating-Portalen und Internet-Pornos geprägt. Eine eigenständige Frau mit Launen, Zweifeln, Ansprüchen passt nicht in dieses Schema; schlimmer noch: Sie erregt ihn nicht mehr. Sie versucht seinem Versagen mit Nachsicht zu begegnen, doch gerade das erträgt er schlecht: Sie kommt ihm vor wie eine Krankenschwester, wäh-

rend sie bitter für sich denkt, er spreche von seinem Penis wie von einem pflegebedürftigen Angehörigen.

Unmerklich gerät die Beziehung ins Toxische: Laure, die Liebende, wird durch ihr weniger und weniger gestilltes Begehren fast um den Verstand gebracht und nimmt sogar in Kauf, dass ihre Familie zerbricht, während er immer lauer und vager wird. Vitalen Widerspruch erfährt Laure einzig von ihrer rebellischen 17-jährigen Tochter Vera, einer militanten Feministin, mit der sie sich viel streitet, die sie insgeheim aber bewundert.

Diese Ambivalenz kann man nur zu gut verstehen: Denn die ruppige Vera verkörpert wirklich ein neues Rollenverständnis, während Laure letztlich in jenen Verhaltensmustern gefangen bleibt, für die Flauberts «Madame Bovary» steht. Das ist der Autorin selbstverständlich bewusst: Maria Pourchet, die 1980 in Lothringen geboren wurde und bisher sieben Bücher vorgelegt hat, betrachtet ihre Figuren mit dem Blick der promovierten Soziologin. Sie kennt sich aus mit den kleinen Unterschieden, über die sich Individuen und Gruppen definieren. Sie analysiert aber nicht nur, als erforschte sie das Verhalten von Ameisen: Sie weiss auch Gefühle zu wecken. Von ihren Büchern liegt bisher einzig «Feuer» auf Deutsch vor; gern möchte man mehr von ihr kennenlernen.



AUSSTELLUNG 16.05. bis 17.09.2023

Pfäffikon SZ

VÖGELE KULTUR ZENTRUM

Literatur aus den Bergen Der Tessiner Schriftsteller Fabio Andina beschreibt das Leben eines Mannes, der nach einer Trennung nicht wieder in den Alltag findet

Ein Vater im Ausnahmezustand

Fabio Andina: Davonkommen. Rotpunktverlag 2023, 242 Seiten, Fr. 25.-

Von Valeria Heintges

Er schreibt der Ex-Frau, dass er den gemeinsamen Sohn abholen will. Ihre Antwort: «nein». «Vier Buchstaben, die dir den Atem rauben.» Vier Buchstaben, die den Ich-Erzähler einmal mehr in die lokale Bar treiben, wo er nun sitzt, «mit einem Bierkrug in der Hand». Bei einem Bier wird es nicht bleiben. Er trinkt zu viel, isst zu wenig, fährt zu schnell, nimmt zu viele Tabletten, wird zu schnell wütend. Er fühle sich «wie in einer Zentrifuge», heisst es zu Beginn des Romans «Davonkommen» von Fabio Andina. Die Stimmung des Mannes wechselt brutal zwischen Freude und Wut, zwischen Elan, etwas Neues anfangen zu können, und Verzweiflung, weil ihn die Ex-Frau vor die Tür gesetzt, den Sohn aber behalten hat. Weil er den Vierjährigen öfter sehen möchte, als das Gericht erlaubt und die Mutter ihm zugesteht.

«Tage mit Felice», Andinas erstes Werk, das ins Deutsche übersetzt wurde, bescherte dem Zürcher Rotpunktverlag ein kleines Wunder. Mitten im Corona-Lockdown meldet sich da einer aus dem Bleniotal und beschreibt einen 90-jährigen Sonderling, der im Einklang lebt mit

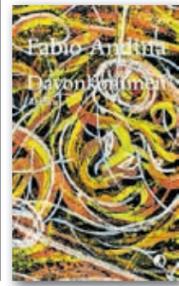
sich, mit seinen Mitmenschen, mit der Natur. Ein ruhiges, ein stilles Buch, das von den Grundbedingungen des Lebens handelt; es kam zur rechten Zeit, es hätte nicht besser passen können.

«Davonkommen» ist - nach dem zweisprachigen Prosaband «Tessiner Horizonte - Momenti ticinesi» - Andinas drittes Werk auf Deutsch. Es ist teils anders, teils ähnlich und teils gleich wie «Tage mit Felice». Gleich ist das Setting: das Bergdorf im Bleniotal, das sich aber mehr der Umgebung öffnet. Dass es Leontica ist, weiss nur, wer das Tal und Felice kennt. Denn dieses Mal nennt der Autor keine Namen, schreibt von «der Stadt am See», dem Dorf in den Bergen, den Serpentina, die hinaufführen. Es kommen Bekannte vor, einmal taucht sogar Felice auf. Aber auch er: namenlos.

«Davonkommen» ist harte Kost. Eine Abrechnung mit der oft beklagten Tatsache, dass Männer in Trennungsfällen mit gemeinsamem Sorgerecht am kürzeren Hebel sitzen, den Launen und Entscheidungen ihrer Ex-Partnerinnen ausgeliefert. Es geht Andina prinzipiell um die Lage dieser Männer, daher bleiben alle Familienmitglieder namenlos: der Vater, die Mutter, das Kind. Die Lage dieses Ich-Erzählers ist zudem prekär, denn er hat keine feste Stelle. Froh um jeden Job, den ihm die Sicherheitsfirma vermittelt, steht



Die Berg- als Parallelwelt: Serpentina beim Gotthardpass.



er stoisch stundenlang vor Luxusboutiquen, um Kunden hinein- und hinauszu lassen und Diebe abzuschrecken.

Es dauert nur 16 Seiten, bis er, ausgeworfen aus dem Leben der Stadt, Zuflucht im Bergdorf findet. Wenn er so viel trinkt, die Tablettenration von mehreren Tagen oder Tageszeiten schluckt und sich wortwörtlich vergisst - dann wacht er am Morgen auf und bestaunt die Pflanzen, die er in der Nacht aus den Vorgärten der unbewohnten Ferienhäuser geklaut hat. Er erinnert sich nicht, es getan zu haben.

Andina beschreibt einen Mann, dessen Leben von Grund auf durchgerüttelt wird und der nur mithilfe eines Psychiaters wieder in ein geregeltes Leben findet. Es

ist ein Kampf gegen Windmühlen, ein langer, mühsamer Prozess, voller Wiederholungen, immer neuer Bemühungen, Tritt zu fassen.

Die Kapitel sind zuweilen sehr kurz, manche richten sich an den Sohn, erzählen ihm von seiner Geburt, seiner Kindheit. Die Sprache ist reduziert, die Sätze finden kein Ende, hetzen punktlos über viele Zeilen. Die Wiederholungen lesen sich zuweilen zäh und mühsam, aber sie entsprechen der Realität eines Lebensabschnitts, der sich als immer neue Aneinanderreihung von Mühen und Hindernissen entpuppt. Es dauert, bis wieder Ruhe einkehrt - und ein Tag einfach wieder Alltag sein darf. ●

Mythologie Mariella Mehrs neu aufgelegter Roman «Zeus oder der Zwillingston» von 1994 nimmt das Irrewerden unserer Gegenwart vorweg

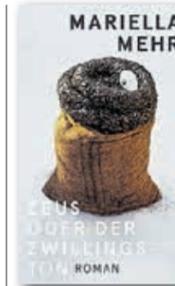
Ein Göttervater unter Narren

Mariella Mehr: Zeus oder Der Zwillingston. Limmat 2023, 320 Seiten, um Fr. 30.-

Von Björn Hayer

Der Witz ist stets derselbe: Nicht die Patienten sind die Verrückten, sondern ihre Psychiater. Friedrich Dürrenmatts «Die Physiker» lässt grüssen! Wenn auch nicht immer mit der grotesken Sprengkraft dieses Klassikers, zieht sich die paradoxe Logik doch recht beständig durch die moderne Literatur, mithin eine Epoche, der man mit Krieg und Vertreibung ohnehin reichlich Irrsinn bescheinigen kann. Ob Thomas Bernhard oder Heinrich von Kleist, ob Sylvia Plath oder Marion Poschmann - sie alle greifen den eigenartigen Parallelkosmos im Schatten der Alltagsrealität auf. Mal als verzerrten Gesellschaftsspiegel, mal als Refugium für das Abartige oder Besondere.

Auch die Nervenheilstätte, die Mariella Mehr in ihrem erstmals 1994 erschienenen Roman «Zeus oder Der Zwillingston» entwirft, macht ihrem Namen «Narrenwald» alle Ehre. Vor allem was die geistesumnachteten Therapeuten anbetrifft, die sich (noch nach 1945!) mit faschistischem Impetus des «Kranken-



Hat selbst viele Jahre in Heimen verbracht: Mariella Mehr.

guts» annehmen, «das sich jeder staatlichen Umerziehung zur Volksnorm entzogen» hatte. Zudem wird «rassisch Defekten» mithilfe der «Schlachtviehbetäubungsapparatur» Strom in die Köpfe geleitet. Und wer so ganz aus der Reihe tanzt, dient den Medizinern überdies als Erzählstoff für den Kneipenstammtisch. Zum Amusement der dortigen Zuhörer trägt anfangs ein neu eingewiesener Patient bei, der sich für den griechischen Göttervater hält, aber schon bald für unerwartetes Chaos sorgt. Erst drehen die Patienten durch, dann die Stadt.

Was sich in dem Ort abzeichnet, liest sich wie eine zugespitzte Prophezie auf unsere Tage: «Mit geballter Wut griff die Feindseligkeit um sich», Flüchtlingsheime werden angezündet, Fremde verjagt. Jener Zusammenfall der öffentlichen Ordnung hat derweil seine Vorläufer in der Mikrostruktur auf Ebene der Figuren, deren feines Geflecht sich erst im Laufe des Textes entwirrt. So erfahren wir, dass Zeus selbst einst sexuell übergriffig war, nämlich gegenüber der Mitpatientin und Kindsmörderin Rosa Zwiebelbuch, nachdem schon ihr Vater sie einst beinahe mit seinem «Schwengel» «erstach». Kurzum, das Mass ist voll, und so kommt es am Schluss auch zu einem geradezu apokalyptischen Racheakt der Frau.

So maniert-enthoben dieses Werk auch anmuten mag - mit all seinen elaborierten, verschachtelten, das Wirre dieser Anstalt aufgreifenden Sätzen, mit all seinen Euphemismen und komischen Finten auf das Patriarchat und überkommene Machtstrukturen -, birgt es einen zutiefst realen Kern. Denn die 1947 in Zürich geborene und 2022 gestorbene Autorin hat selbst viele Jahre in Heimen verbracht. Sie gilt wie ihre Mutter und ihr Sohn als Opfer des sogenannten «Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse». Minderheiten und deren Leiden spielen daher seit je eine zentrale Rolle im Œuvre der mit zahlreichen Preisen gewürdigten Schriftstellerin.

Ohne Zweifel kommt daher auch «Zeus oder Der Zwillingston» jenseits seines radikalen Zynismus und seiner verschlungenen Erzählform eine Brisanz zu. Gleichwohl täuscht nichts über eine gewisse Geschwätzigkeit des Textes hinweg, der oft in unnötige Abschweifungen abdriftet und es derweil verpasst, seine allpräzise mythologische Grundierung stimmig aufzulösen.

Ja, auch Zeus war ein Vergewaltiger. Aber genügt dieser Umstand schon, um das kranke Setting des Romans mit den Geschehnissen auf dem Olymp zu weben? Einerseits müsste die Diagnose also lauten: Überkonstruktion. Andererseits scheint das Spiel mit zu vielen Murneln und Fäden im Kopf wieder konsequent für einen Roman, der eben nur eins will, nämlich die Desillusionierung des vermeintlich «Normalen». ●

Roman Alice Grünfelder erzählt packend von drei Frauen, die in der süddeutschen Provinz unter prekären

Umständen ihr Glück suchen

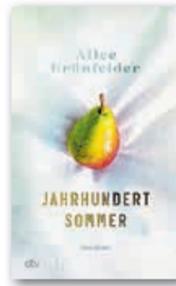
Nie gross aus Murrheim weggekommen

Alice Grünfelder: Jahrhundertssommer. dtv 2023, 320 S., um Fr. 34.-, E-Book 21.-

Manfred Papst

An der weiten Landschaft liegt es nicht, dass die Atmosphäre in diesem so spannenden wie beklemmenden Roman zum Ersticken ist: Schuld sind die Menschen mit ihren engen, von Missgunst und Kleinlichkeit vergifteten Moralvorstellungen. Wir befinden uns in der süddeutschen Provinz, die 1960er Jahre haben gerade begonnen. Es wird geschafft und gespart, was das Zeug hält, immer mit missgünstigem Blick auf die Nachbarn. Doch in der Wirtschaftswunder- und Häuslebauer-Gesellschaft gibt es auch Verlierer.

Magda zum Beispiel, die von ihrem Mann wegen einer Jüngerin sitzengelassen worden ist. Ihm sieht man das nach, sie ist die Dumme. Als geschiedene Frau muss sie sich mit ihrer Tochter Ursula in



einer spiessigen, kleinbürgerlichen Welt durchkämpfen. Sie ist sozial geächtet, schlägt sich mit Hilfsarbeiten durch, dreht jeden Pfennig um. Doch es kommt noch schlimmer: Auf einem Dorffest lernt sie einen in der Nähe stationierten US-Soldaten kennen, doch nach dem glücklichen «Jahrhundertssommer», der dem Roman den Titel gibt, ist John verschwunden, und sie ist erneut schwanger. Wieder ein Mädchen! Sie nennt es Ellen. Hämischer Spott im Dorf, aus dem sie nicht wegkommt, bleibt nicht aus, und ihr Leben wird noch schwieriger, als ihre erste Tochter selbst ebenfalls früh Mutter wird.

Alice Grünfelder legt nach dem Roman «Die Wüstengängerin» (2018) und dem Reiseessay «Wolken über Taiwan» (2022) ein faszinierendes Buch vor. Es ist ein drei Generationen umspannender Familienroman, ein Frauenroman - und ein Anti-Heimatroman. Die Autorin zeichnet das Milieu ihrer Figuren mit präzisiertem, unverwandtem Blick, mit Sinn fürs Sprechende

Detail und gelungenen Dialogen. Sie kann packend und schnörkellos erzählen, in wechselnden Perspektiven und den vier Hauptfiguren zugeordneten Kapiteln. Präzise und suggestiv arbeitet sie mit Wörtern aus der Umgangssprache, die Bände sprechen: so, wenn ihr der «Ami» einen «Dergel» (ein Kind) «anhängt».

Zu den drei Protagonistinnen kommt ein zwielichtiger junger Mann: Viktor, Ursulas Sohn und Magdas Enkel, ist zwar ein Nichtsnutz, der schon früh dem Alkohol verfällt und es mit seinem Elektrofachgeschäft auf keinen grünen Zweig bringt, aber er hat immerhin eine Geschäftsidee, mit der er die Familie aus ihren prekären Verhältnissen befreit - zumindest eine Zeitlang, bis die Polizei kommt. Ein paar Kapitel lang denkt man, das Sozialdrama kippe in eine Gaunerkomödie, doch daraus wird nichts: Magda, inzwischen achtzig, kommt noch einmal an die Kasse.

In der Anlage von Alice Grünfelders Roman liegt eine gewisse Gefahr, die Men-

schen schematisch in Täter und Opfer aufzuteilen und damit einem sauren Sozialkitsch zu frönen. Doch die Autorin ist viel zu klug, um in diese Falle zu tappen. Zwar sind ihre Figuren - ähnlich wie bei Zola - weitgehend gesellschaftlich determiniert; gleichwohl bleiben sie keine blossen Funktionsträger, sondern sind lebendige Menschen in ihrem Widerspruch. Man leidet und fiebert mit ihnen mit.

Alice Grünfelder (*1964) ist in Schwäbisch-Gmünd aufgewachsen, lebt aber seit langem in Zürich. Die studierte Sinologin hat sich vor allem als Lektorin, Übersetzerin und Herausgeberin von Büchern zu asiatischen Themen einen Namen gemacht. Mit «Jahrhundertssommer» ist sie in die Zeit und Gegend ihrer frühen Jahre zurückgekehrt. Doch die fiktiven Orte Beissweng und Murrheim stehen nicht für eine Provinz, die uns als aufgeklärte, moderne Menschen nichts angeht: Vielmehr bezeichnen sie eine Welt, die wir auch in uns selbst entdecken können. ●



Science-Fiction Ein prophetischer Roman über den Traum vom künstlichen Menschen

Ein Mensch aus Stahl und Eisen

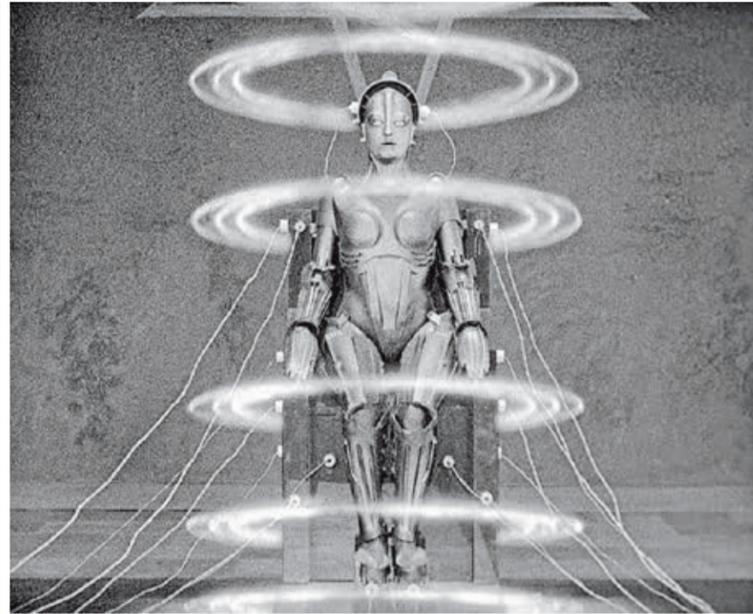
Leo Gilbert: Seine Exzellenz der Android.
Edition W, Frankfurt am Main, 2023.
318 S., um Fr. 38.-, E-Book 23.-.

Von Denise Bucher

Von wem stammt diese Aussage: «Jeder kleine Fehler, der sich einschleichen will, verbessert sich sofort. Die Maschine bewacht und kontrolliert sich selbst unaufhörlich»? Von Bill Gates? Elon Musk? ChatGPT-Erfinder Sam Altman? Nein. Diese Sätze sagt die Figur Frithjof Andersen aus dem Roman «Seine Exzellenz der Android» von 1907. Der Ingenieur erläutert seinen Freunden und Bewunderinnen damit das Innenleben seines bald vollendeten Androiden Lars. Der werde ein Abbild seiner selbst «in Stahl und Eisen», besser als das mangelhafte Original aus Fleisch und Blut. Doch dann geschieht, was fast immer geschieht, wenn ein Mensch in einer fiktiven Geschichte ein künstliches Abbild seiner selbst kreiert: Das Geschöpf verselbständigt sich und wird zur Bedrohung.

Lars ist gefährlich, weil sein Schöpfer ihm eine Sprechfähigkeit eingebaut hat, die ihn als Mensch tarnen soll, indem «ihm kein einziges jener Worte fehlt, mit denen man nichts beweist, aber viele überzeugt und jeden zum Schweigen bringt». So macht der künstliche Mann schnell Karriere, spannt seinem Schöpfer die Verlobte aus, steigt auf in die Oberschicht der maroden Monarchie nach dem Vorbild Österreich-Ungarns und wird Minister. Als «Seine Exzellenz» seine opportunistischen Politikerfreunde und stumpfen Untergebenen zum Krieg verführen will, muss Frithjof einschreiten. Die Menschen verfallen dem Androiden, weil sie nicht imstande sind, selbst zu denken, keine Werte haben und also selbst «nichts anderes sind als Automaten, die nur wiedergeben, was man ihnen einflösst. Das alles sind Puppen mit mechanischen Trieben und mechanischen Hemmungen», wie der Autor Leo Gilbert schreibt.

Gilbert, eigentlich Leo Silberstein, war ein Wiener Wissenschaftsjournalist und



Brigitte Helm als Maschinenmensch im Stummfilm «Metropolis» von 1927, Regie: Fritz Lang.

Philosoph. Er wurde 1861 im rumänischen Galati als Sohn von jüdischen Eltern geboren, studierte an der ETH Zürich und in Berlin und starb 1932 an einem Hirnschlag. Die Nationalsozialisten sorgten dafür, dass sein Werk aus der Öffentlichkeit verschwand. Sein Nachlass gelte als verloren, schreibt Herausgeber Nathanael Riemer im Nachwort. Der Professor für Jüdische Studien stiess per Zufall auf «Seine Exzellenz der Android», als er zu künstlichen Menschen in Videospielen recherchierte.

Der Roman ist kein literarisches Meisterwerk, aber beängstigend prophetisch. Obwohl er aus der Zeit des Fin de Siècle stammt, überkommt einen beim Lesen öfter das Gefühl, hier kommentiere jemand unsere technologiegläubige Gegenwart: Andersens Vision vom humanoiden Roboter, der ausgestattet ist mit einer künstlichen Intelligenz, teilen wir auch heute - oder fürchten uns davor. Die alte

Vorstellung vom Menschen als Maschine ist gegenwärtig das Credo des Transhumanismus, der zum Ziel hat, den fehlbaren Körper mit zuverlässiger Elektronik zu verfeinern. Und wenn der Android sich die Presse als totales Machtinstrument erträumt, finanziert von «der Reklame», und diese «alle Tiefen der Menschenseele, alle Weiten der Staatsmöglichkeiten beherrscht», dann spiegelt sich darin auf unheimliche Weise das Imperium von Mark Zuckerberg, wo die Kommerzialisierung von Meinungen und Ideologien Fakten und Argumente längst verdrängt hat.

Leo Gilberts Sprache und Humor erinnern an die Kunstmärchen von E. T. A. Hoffmann. Er schreibt weniger dicht, aber sein Spott wirkt bitterer, weil er sich als Kritiker seiner Gegenwart versteht. «Seine Exzellenz der Android» ist ein Roman über Manipulation, die nicht zu überwindende Lust daran und die Angst davor. ●

ANZEIGE

Brigitte Meles und Andreas Heege

Zürcher Kachelöfen

Das Hafnerhandwerk in der Stadt Zürich und seine Produkte

2 Bände: 779 Seiten, 1345 Abbildungen, 1 Beilage
Format 21 x 29,7 cm, Hardcover
ISBN 978-3-033-09728-5
Selbstverlag Keramikfreunde der Schweiz

98,00 CHF/Euro zzgl. Porto

Bestellungen Schweiz: info@keramikfreunde.ch
Bestellungen Deutschland/Europa: info@likias.de



Die vorliegende Monographie ist den Kachelöfen aus Zürcher Produktion des 18. Jahrhunderts gewidmet. Die Kunsthistorikerin Brigitte Meles und der Archäologe Andreas Heege präsentieren vom heute noch erhaltenen Bestand 190 Öfen. Darunter sind sowohl Repräsentationsobjekte von bedeutenden Zürcher Familien und Zünften als auch Standardöfen, von denen es ursprünglich Tausende gegeben haben muss.

Auf den signierten und datierten Exemplaren basieren die Werkstattzuweisungen und Datierungen der übrigen Kachelöfen. Einführende Kapitel widmen sich dem Hafnerhandwerk in Zürich sowie den einzelnen Hafnern, ihren Werkstätten und den Ofenmalern. Ofentypen, Dekore und grafische Vorlagen für die Ofenmalerei werden besprochen und die generelle Stilentwicklung diskutiert.

Indien In «Goldschakal» beleuchtet der Schriftsteller Pankaj Mishra, wie vergänglich die Ansammlung von Macht sein kann. Egal, ob sie ganze Nationen betrifft oder individuelle Biografien

Alte Träume neu träumen

Pankaj Mishra: Goldschakal. S. Fischer
2023. 416 S., um Fr. 35.-, E-Book 20.-.

Von Anton Beck

Der zentrale Satz in Pankaj Mishras Roman «Goldschakal» fällt nach dem ersten Drittel der knapp 400 Seiten: «Ich erinnere mich, wie Aseem ein Jahr vor Modis Wahl in der BBC ein «indisches Jahrhundert» ausrief und erklärte, dass die weissen Nationen ihre politische, kulturelle und moralische Führung an grosse asiatische Zivilisationen wie Indien und China abzutreten hätten.»

Aseem, so heisst der Freund des Erzählers Arun. Ihre beiden Biografien sind Teil dieses «indischen Jahrhunderts», in dem der amerikanische Traum von individuellem und gesellschaftlichem Aufstieg nochmals durchlebt werden soll - diesmal allerdings nicht in Amerika, sondern eben in Asien. Die deutsche Übersetzung des Romans erscheint dabei in einem interessanten Kontext - just im April 2023, also in jenem Monat, in dem Indien zum bevölkerungsreichsten Land der Welt wird.

Pankaj Mishra ist der breiten Öffentlichkeit vor allem als Autor soziologischer und essayistischer Texte über Indien und den Westen bekannt. Dass er bereits zur Jahrtausendwende einen ersten Roman, «Die Romantischen», veröffentlicht hatte, ist aus den meisten biografischen Texten verschwunden. Womöglich entfernt sich sein neuer Roman, «Goldschakal», deshalb nicht weit vom soziologischen Blick seiner Sachbücher.

Verfall des Westens

Mishra verpackt die weltpolitischen Fragen nach der Stellung des Westens und jener Indiens in eine Freundschaftsgeschichte. Die Zeit am IIT, dem Indian Institute of Technology, schweisst Arun, Aseem und Virendra zusammen. Letztgenannter gerät im Verlauf des Buches mehr und mehr in den Hintergrund. Die Karrieren der beiden anderen bleiben hingegen präsent, entwickeln sich vom Maschinellen hin zum Literaturbetrieb: Aseem wird zum Schriftsteller, Arun zum Mitarbeiter einer Literaturzeitschrift, später zum Übersetzer. Immer orientieren die beiden sich aneinander, selbst als Arun einen Teil seines Lebens abgeschotet mit seiner Mutter in einem Bergdorf im Himalaja verbringt.

Macht steht in «Goldschakal» nicht nur weltpolitisch im Zentrum, sondern mannigfaltig. Aseem wird der sexuellen Übergriffe beschuldigt. Die Karriere, die er sich aufgebaut hat, fällt zusammen, und seine Bedeutung als Schriftsteller im anglofonen Raum wird zum Sinnbild für den Verfall des Westens an und für sich. So sagt



Junge Männer feiern ihren Highschool-Abschluss auf der Church Street im indischen Bangalore.

Aseem, als er seinen Ruf noch in Sicherheit wähnt: «Der amerikanische Traum ist als Betrug entlarvt worden, die Menschen hier wissen selbst, dass sie getäuscht wurden, und die Elite, die diesen Betrug begangen hat, ist am Ende.» Ein Satz, der den Leserinnen und Lesern später, als Aseem am Ende ist, wie ein Menetekel erscheint.

Die Welt im Innern

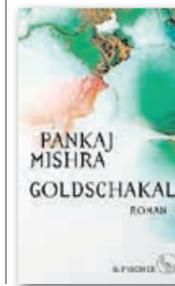
Mishra schreibt detailreich und zärtlich, was zum Charakter seines Erzählers Arun passt. Jener beobachtet seine Heimat Indien und seinen Freund Aseem distanziert und findet seine Welt in Dialogen mit sich selbst. Aruns Introvertiertheit langweilt aber nicht, denn Mishra lässt seinen Erzähler an ein Du berichten. Dieses Du stellt sich als die Kosmopolitin und Schriftstellerin Alia heraus, mit der Arun in London eine Liebesbeziehung beginnt.

In England blüht der Erzähler auf, sein Blick auf sich und seine Herkunft ändert sich: «In der Gesellschaft der Londoner fühlte ich mich wesentlich entspannter, als ich es jemals in der Gesellschaft der Anglophilen in Delhi gewesen war, unter denen ich immer fürchtete, meine Herkunft aus einer niedrigen Kaste preiszugeben, und unter gewöhnlichen Londonern fühlte ich mich wohler als in der Gesellschaft deiner südasiatischen Besucher, deren Herablassung mir immer bewusst war.»

Die Liebesbeziehung findet dennoch ein Ende und bekommt einen neuen Dreh, als auch Alia zu den Anklägerinnen gehört, die Aseem sexuelle Übergriffe vorwerfen. Arun zieht sich in ein Gönpa, einen buddhistischen Tempel, zurück, Aseem zerschellt an den Vorwürfen, und auch Virendras Leben nimmt eine drastische Wendung. Die drei Männer, die den individuellen Aufstieg erlebt haben, erleben ebenso ihren eigenen Untergang. Der amerikanische Traum hat sich auch für sie ausgeträumt. Was bleibt, ist der innere Frieden, den am ehesten Arun in seiner Abgeschiedenheit zu finden scheint, während Aseem und Virendra jegliche Gelassenheit verspielt haben. Der grösste Erfolg, so zeigt sich, ist kein materieller oder gesellschaftlicher, sondern ein innerer.

Durch Aruns Fokus auf sich selbst liest sich «Goldschakal» nicht wie ein falsch betiteltes Sachbuch über das Verhältnis Indiens zum Westen, sondern tatsächlich wie ein Roman. Auch politische Geschehen, an denen der Roman sich zeitlich orientiert, etwa den Brexit oder die Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten, kommentiert Mishra in seinem Buch, ohne dabei belehrend zu wirken.

Das Ergebnis ist ein vielseitiger Roman, der als intellektuelle Beobachtung der letzten Jahrzehnte ebenso viel taugt wie als literarischer Text. ●



Rumänien Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus dem so nahen, so fernen Land beschäftigen sich mit einer Vergangenheit, die noch nicht wirklich vergangen ist.

Das doppelte Trauma: Diktatur und Exil

Gabriela Adameşteanu: Der Trevi-Brunnen. Aus dem Rumänischen von Eva Ruth Wemme. Die andere Bibliothek 2023. 436 S., um Fr. 62.-.
Norman Manea: Der Schatten im Exil. Aus dem Rumänischen von Ernest Wichner. Hanser 2023. 319 S., um Fr. 40.-.
Cătălin Partenie: Die goldene Höhle. Aus dem Englischen von Eike Schönfeld. Hoffmann und Campe 2023. 175 S., um Fr. 34.-.

Von Uwe Stolzmann

Ein Trauma ist eine zähe Sache. Manche Erschütterung wirkt lebenslang, eine Wunde, die nie heilt. Bestimmte Erfahrungen sorgen besonders häufig und verlässlich für Traumata, Diktatur und Exil zum Beispiel. Flucht und Vertreibung, diese Vokabeln prägen zurzeit ein Gutteil unserer Nachrichten, Millionen Menschen sind betroffen – Grund genug, auch über die mentalen Folgen zu reden.

Diktatur und Exil: In diesem Frühjahr erschienen gleich drei Romane, die sich am Beispiel eines nahen, fernen Landes der doppelten Wunde nähern. Das Land ist Rumänien; die traumatischen Ereignisse liegen lange zurück, doch siehe, sie wirken bis heute. Was sind das für Bücher, und wer sind die Autoren?

Trotziger Blick nach vorne

Gabriela Adameşteanu, Jahrgang 1942, publiziert schon seit Anfang der Siebziger – Romane, Storys, Essays. In der rumänischen Revolution von 1989 und danach engagierte sie sich als Bürgerrechtlerin. Ihr Roman «Der Trevi-Brunnen» ist der Lebensbericht der Emigrantin Letitia Branea. Letitia wohnt in einer stillen Gegend Frankreichs, doch regelmässig reist sie in die frühere Heimat und wird dort von Bildern ferner Zeiten attackiert. Was soll's, die Exilantin schaut trotz in die Zukunft: «Ich bin, was ich esse, ich bin, wie ich aussehe – siegreich.» Mit Rumänien hat sie abgeschlossen, das redet sie sich ein. In-



Von Haus zu Haus reisende Teppichverkäufer in Rumänien, fotografiert im Jahr 2012.

des: «Manchmal legte sich über eine Strassenecke eine andere aus Bukarest.»

Norman Manea kam 1936 in der Bukovina zur Welt, in einer jüdischen Familie, die man 1941 nach Transnistrien verschleppte. Sie überlebte das Lager. Nach dem Krieg war Manea Ingenieur, ab 1974 freier Schriftsteller in Bukarest. 1986 ging er in den Westen, erst nach Berlin, dann nach New York, wo er Professor wurde. Manea ist ein überaus produktiver Autor, seine Werke gibt es in zwanzig Sprachen. In «Der Schatten im Exil» nähert er sich dem Trauma auf manchmal verschlungenen und immer wieder verblüffend neuen Pfaden. Norman Maneas namenlose Ich-Figur nennt sich «Nomade», «Leser», «Professor» oder «Apatride», Staatenloser. Bruchstückhaft berichtet die Figur aus dem eigenen Leben, das der bewegten Biografie ihres Schöpfers ähnelt. Die Erzählung des «Nomaden» wird jedoch immer wieder unterbrochen, und dann doziert der «Professor» über Flucht und Fremdsein. Exzessiv nutzt der Ich-Erzähler dazu fremde Quellen, etwa Tagebücher eines Freundes, Essays von Studenten, ein Wörterbuch sowie Zitate und Daten von Schriftstellern – Nabokov und Joyce, Brecht und Neruda. So weitet Manea das eigene Erleben: Emigration, zeigt er, ist tatsächlich eine Erfahrung von Massen, eine Konstante in der Geschichte der Menschheit.

Cătălin Partenie, geboren 1962, wohnhaft in Bukarest, hat als Professor für Philosophie ein spezielles Interesse: Er übersetzte Platons Werke ins Rumänische, er liebt auch das Höhlengleichnis. 2020 schrieb Partenie «Die goldene Höhle», seinen ersten Roman. Die Höhle ist eine Lagerhalle in Bukarest, Probenraum und Rückzugsort für zwei jugendliche Rockmusiker. Ein angepasster Junge namens Fane Ştefan erzählt vom täglichen Irrsinn in Ceauşescus Diktatur, von der Liebe zu Deep Purple, ersten Griffen auf der E-Gitarre und von seinem Freund Paul, der vielleicht ein grosser Drummer war. Paul, ein stiller Rebel, der eines Tages durch

die Donau in die Freiheit flieht, über Jugoslawien nach Kanada, aber just im Dezember 1989 wiederkommt, pünktlich zum Aufstand gegen den Diktator. Bei den Unruhen wird er erschossen.

Sehr unterschiedlich

Die drei Romane sind von sehr unterschiedlicher Art, deshalb auch als Trio ein Lesegenuss. Partenies «Höhle» wirkt leicht zugänglich, geradlinig, fast wie ein Jugendbuch. «Der Trevi-Brunnen» hingegen ist ein üppiges Werk; Gabriela Adameşteanu zeigt sich schlagfertig, gut gelaunt, als glänzende Erzählerin. Maneas «Schatten im Exil» überzeugt durch besondere Vielfalt und Tiefe. «Das Exil beginnt beim Verlassen der Gebärmutter», notiert der Autor etwa. Er erinnert «das stacheldrahtbewehrte Exil der Kindheit» und denkt an die jüdische Diaspora.

Norman Manea spricht vom Leid im eigenen Leben, doch er spiegelt es mit sarkastischer Distanz. «Versuchskanichen» zweier Diktaturen, das sei er gewesen. Das Regime von Nicolae Ceauşescu schildert der Autor als Zirkus, als «primitive Inszenierung». Der Name des Diktators – bei Adameşteanu und Catalin deutlich präsent – fällt jedoch nicht ein einziges Mal. Immer wieder landet Manea bei Adelbert von Chamisso, «ein Exilant wie wir», Chamisso, der anno 1813 Peter Schlemihl erfand, den Mann, der seinen Schatten verkaufte. Schatten? Norman Manea spielt mit dem Begriff: Mal meint er den in Gesprächen «stets mit anwesenden Schatten», den Securitate-Spitzel, mal «den Schatten der Vergangenheit», den der Exilierte bei der Einwanderung ablege. Dann wieder steht das Wort schlicht als Metapher für Vaterland, Sprache, Wurzeln.

Exil – für viele Betroffene ist es vor allem dies: Schmerz und Sehnsucht. Es kann aber auch Chance sein, meint Gabriela Adameşteanu. Norman Manea pflichtet ihr bei: Heimatlosigkeit sei nicht bloss Unglück. «Sie ist auch ein Möglichkeitsraum.» ●

Amerikanische Literatur In den USA wird sie seit langem als lebende Legende gefeiert: Nun sind unter dem Titel «Stories» dreizehn makellose Kurzgeschichten von Joy Williams auf Deutsch erschienen. Eine Entdeckung!

Sonden in die Seelen

Joy Williams: Stories. Aus dem Englischen von Brigitte Jakobeit und Melanie Walz. dtv 2023. 304 S., um Fr. 35.-, E-Book 22.-

Von Peter Henning

«Ich habe fünf Romane geschrieben und wundere mich immer noch, wie mir das gelingen konnte!», sagt Joy Williams. Inzwischen ist sie 79 – und das, was man eine lebende Legende nennt, deren Namen ihre Fans in einem Atemzug mit denen von Short-Story-Klassikern wie Carson McCullers und O'Henry nennen.

Letztmals geisterte ihr Name anlässlich ihrer Story-Bände «Der kleine Winter» (1992) und «Die blauen Männer» (1996) Mitte der neunziger Jahre durch die Literaturspalten der hiesigen Feuilletons. Umso erfreulicher, dass Williams nun in Form einer Auswahl ihrer besten Short Storys neu- oder wiederzuentdecken ist.

Joy Williams, die vielfach ausgezeichnete Romane, einen Florida-Reiseführer und diverse Essays publizierte, aber vor allem für ihre Storys gerühmt wird, versteht es im Rahmen ihrer dreizehn Geschichten, zaubertrickartig vorzuführen, wie das Unvorhergesehene jäh und nicht selten schmerzhaft in den Alltag ihrer Figuren einbricht. Mit dem Resultat, dass es deren eben noch scheinbar klar vorgezeichnete Leben schlagartig in eine andere Richtung lenkt, so dass für sie danach nichts mehr so aussieht wie vorher. Als Folge daraus gerät in ihren Figuren «etwas ausser Kontrolle, etwas Wahnsinniges», das sie sich fühlen lässt «wie eine Schwimmerin, die mit dem Ertrinken vorankommt». Bis ihnen «jeder Atemzug» wie «ein Stein» vorkommt, «den sie schlucken müssen».

Furchtlose Exorzistin

Das Ergebnis sind unter die Haut gehende Geschichten darüber, wie schwer es sein kann, sich mit den Umschwüngen des Lebens arrangieren zu müssen – und wie unerträglich die Erkenntnis wiegt, wenn die Figuren feststellen müssen, diesen Veränderungen nicht gewachsen zu sein.

Überzeugend führt Williams in ihren auf das Nötigste reduzierten, zwischen 1972 und 2015 in den USA publizierten Geschichten vor, wie viel höher die Brennpunkte einer Story im Vergleich zu jener des Romans ist. Dabei erscheint ihre Sprache durchweg kunstlos und so gezielt verkleinert, als drohe jedes zu grosse, überflüssige Wort die fragile Architektur ihre Storys zu erschüttern. Und dass sie allesamt vom sogenannten «beschädigten Leben» erzählen, versteht sich bei einer furchtlosen Exorzistin wie dieser von selbst.

Zu besichtigen sind in ihren «Stories» Kollapse ganzer Lebensentwürfe in Slow Motion – stellvertretend vorgeführt in der Geschichte «Der kleine Winter», in welcher eine Frau namens Gloria sich ins Flugzeug setzt, um ihre alte Freundin



«Wie eine Schwimmerin, die mit dem Ertrinken vorankommt»: Joy Williams, mit Hund Rebel, fotografiert 1983 in Siesta Key, Florida.

Jean in einem anderen Teil der USA zu besuchen.

Doch es dauert einen Moment, bis klar wird, was Gloria eigentlich mit ihrer Reise bezweckt – nämlich in die gemeinsame Vergangenheit mit Jean abzutauchen, um darüber eine Zeitlang den Tumor zu vergessen, der in ihrem Kopf tickt – und ihrem Leben in Kürze ein Ende bereiten wird. Ihren nahen Tod vor Augen, sieht Gloria plötzlich das eigene Leben im Rückblick schärfer. Bis sie ohne Groll sagen kann: «Mein Leben war nicht besonders interessant.»

Jedes Wort hat Gewicht

In einer anderen Story sitzt eine Frau nachts vor dem Radio und meint, aus dem Äther Antworten auf die sie quälenden Fragen ihres Lebens zu erhalten. Und was sich am Ende in sämtlichen Fällen vor uns abspielt, sind Zerreihsproben, die ihren Figuren nicht selten alles abverlangen – verdichtet zu Stücken herausgerissenen Lebens.

«Eine einzige Story zu schreiben, kostet mich manchmal Monate», sagte Joy Williams mal in einem Interview. «Weil es mir darauf ankommt, dass am Ende jedes einzelne Wort Gewicht hat! Schliesslich geht es darin um so etwas Kompliziertes wie Einsamkeit, Schuld und die manchmal verzweifelte Suche meiner Figuren nach Auswegen daraus.»

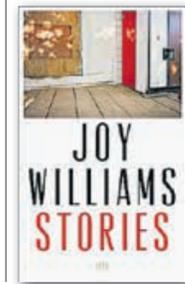
Auch Jones, den die lebensbedrohliche Erkrankung seiner Frau in der Auftakt-Story «Liebe» unversehens aus den ge-

wohnten Zusammenhängen reisst, sucht nach einem solchen Ausweg. Und weil Jones Prediger ist und an die Macht des Göttlichen glaubt, wendet er sich im Stillen, ohne dass Williams dies explizit beschrieb, an seinen Herrn. Bis er schliesslich erkennen muss, dass «er stets richtig gehandelt hat, aber es nie zu etwas geführt hat».

Die US-Schriftstellerin Lauren Groff hat Joy Williams einmal als «die strahlend-düstere Grossmeisterin der Kurzgeschichte» bezeichnet; tatsächlich senkt Williams, die in den frühen siebziger Jahren von einstigen Grössen wie John Cheever oder Richard Yates am berühmten «Iowa Writers Workshop» ihren Feinschliff als Autorin erhielt, ihre dürren, gleichsam messerscharfen Sätze wie Sonden in die Seelen ihrer Figuren, um zutage zu fördern, was in ihrem Innern oftmals lautlos bebt und tobt.

Das liest sich oft nicht eben ermunternd – zeigt aber, wie packend, tiefgründig und wie viel verführerischer die kleine Form im Gegensatz zu ihrem grossen Bruder, dem Roman, im besten Fall sein kann.

Der legendäre, 1979 verstorbene Short-Story-Schreiber Raymond Carver konstatierte einmal, jede wirklich packende Kurzgeschichte habe einen romanlangen Schatten. In Williams' Texten reicht er jeweils weit über das Gesagte hinaus. Und mit jedem Wort, das sie dabei bewusst ausspart, steigert sich die Wucht ihrer finsternen, uns darin offenbaren Erleuchtungen ein bisschen mehr. ●



Ukrainische Lyrik Lesja Ukrajinka gilt als bedeutendste Lyrikerin der Ukraine. Wir drucken hier aus aktuellem Anlass ihr berühmtestes Gedicht «Contra spem spero» ab.

«Leben will ich! Fort, Traurigkeit, fort!»

Lesja Ukrajinka (1871-1913), eigentlich Laryssa Petriwna Kossatsch, gilt als bedeutendste ukrainische Lyrikerin. Ihre ersten Gedichte schrieb sie im Alter von neun Jahren, und nur wenig später wählte sie ihr Pseudonym.

Aufgrund einer chronischen Tuberkulose-Erkrankung wandte sich die begabte Musikerin der Literatur zu; charakteristisch für ihren Autorinnenstil bleibt eine ausgeprägte Melodik und Klangintensität.

Ukrajinka wirkte auch als Übersetzerin, etwa von Mickiewicz, Shakespeare, Byron und Heine, dessen «Buch der Lieder» sie ins Ukrainische übertrug.

Ihr bekanntestes Gedicht «Contra spem spero», entstanden 1890 in einer persönlichen Krise, ist gerade heute in Zeiten des Angriffskrieges Russlands gegen die Ukraine als Botschaft der Zuversicht in schwerer Zeit lesbar.

Das Gedicht wurde ins Deutsche übertragen von Christine Fischer. (PT.) ●



Lesja Ukrajinka

Contra spem spero

Fort, Gedanken, ihr herbstlichen Wolken!
Seht, der goldene Frühling beginnt.
Wird auf Klage nur Kummernis folgen,
Jahr um Jahr, bis die Jugend verrinnt?

Unter Tränen zum Lächeln mich zwingend,
Will ich singen am dunkelsten Ort,
Hoffnungslos soll mir Hoffnung gelingen –
Leben will ich! Fort, Traurigkeit, fort!

In die kargen, die darbenenden Wiesen
Setz ich Blumen, vom Frosthaut umtost;
Mit der bittersten Tränenflut giessen
Will ich sie – bis sie blühen zum Trost.

Auch das kälteste Schneefeld wird tauen,
Wenn der Panzer des Eises zerbricht;
Bunte Blüten entstehen, und vertrauen
Will dem heiteren Frühling auch ich.

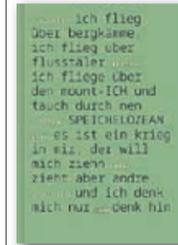
Auf den Berg hab ich Steine zu tragen,
Ich muss Elend erleiden noch lang;
Doch an schrecklichen, finsternen Tagen
Soll mein Lied fröhlich klingen, nicht bang.

Vor der Dunkelheit werd ich bestehen,
Ausschau haltend im lichtlosen Heim,
Um die Nacht überwunden zu sehen,
Wenn ein leuchtender Stern mir erscheint.

Ja! Durch Tränen zum Lächeln mich zwingend,
Werd ich singen am dunkelsten Ort,
Hoffnungslos wird mir Hoffnung gelingen –
Leben werde ich! Traurigkeit, fort!

Lyrik Yevgeniy Breygers Gedichte ringen um Fassung, Identität und Poesie im Angesicht des Kriegs.

«Nach dieser Zeile bricht der Krieg aus»



Yevgeniy Breyger: Frieden ohne Krieg.
Gedichte, Kookbooks 2023. Reihe Lyrik
Band 82. 80 Seiten, Fr. 35.-

Von Florian Bissig

Kompromisslos an Innovation und Anspruch orientiert, segelt der vor 20 Jahren gegründete Verlag kookbooks zuweilen hart am Abgrund vorbei. Dies, obwohl ihm viele etablierte Dichterinnen die Treue halten. Der Band «Frieden ohne Krieg» des 33-jährigen Yevgeniy Breyger zeigt nun, dass literarische Radikalität nicht an der Aktualität vorbeizielend muss. Es ist das Buch zur Stunde, das die Zäsur einholt, welche die russische Aggression ins europäische Geistesleben geschlagen hat.

Nach dem 24. Februar 2022 einfach weitermachen: Das war unmöglich für den in Deutschland lebenden Breyger, der aus Charkiw stammt und eine ukrainische und jüdische Familiengeschichte hat. Sein neuester Gedichtband war gerade satzfertig, als der Krieg ausbrach. Er zog ihn zurück und fing von vorne an. «Frieden ohne Krieg» ist das Resultat eines schmerzhaften Prozesses des Dichters, seine familiengeschichtliche, intellektuelle und ästhetische Position neu zu gewinnen.

«Nach dieser Zeile bricht der Krieg aus» lautet eine wiederkehrende Zeile. Im ersten Teil, «Heimkern», rekapituliert Breyger seine Familiengeschichte, die im Zeichen des Holocaust stand und in der sich das Unsägliche wiederholt. Mit Scham realisiert der Dichter, dass seine beiden Sprachen, Deutsch und Russisch, die Sprachen der beiden Aggressoren gegen die Seinen sind. Mit Wut reagiert er auf die «deutschen Friedensengel», die nicht Farbe gegen Russland bekennen, und auf die krämerische Selbstgerechtigkeit gemäss der Formel «summary: krieg=teuer heizen in D + boykott dostojewski».

Solches stösst Breyger in einer atemlosen Tirade hervor. Auf den zweiten Blick erkennt man jedoch schon hier ein Formbewusstsein sowie versöhnliche Zwischentöne. Bis zum abschliessenden mehrsprachigen Langgedicht «Aprillen» hat Breyger wieder zu einer reichen poetischen Ausdrucksweise gefunden. Berührend ist die Gedichtsequenz über die Praxis ukrainischer Mütter, ihren Kindern im Krieg Name und Adresse auf den Rücken zu schreiben. «wieder soll bedeutung sich auszahlen?»

Dies fragt er sich mit Blick auf die Zeichen, die eine Familie retten können, und zugleich mit Blick auf den Sinn des Dichtens. ●



GABRIELE TERGIT

Kurzkritiken

Andreas Neeser: Nachts wird mir wetter.
Gedichte. Haymon 2023,
80 S., um Fr. 36.-, E-Book 18.-.



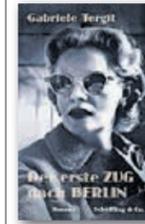
Der Aargauer Andreas Neeser (*1964) zählt mit seinen Romanen und Geschichten wie mit seiner Lyrik zu den konstantesten Schweizer Autoren der Gegenwart. Ob er auf Hochdeutsch schreibt oder in der Mundart des Wynentales – stets ist sein Ton unverkennbar. In seinem jüngsten Gedichtband erprobt Neeser verschiedene Formen vom erzählenden Langgedicht bis zum prägnanten, an die Epiphanien von Haikus erinnernden Dreizeiler. Im seine frühen Jahre auslotenden Zyklus «Zungen» arbeitet er virtuos mit Dialekt-Einschlüssen im hochdeutschen Text. Anschaulichkeit, Musikalität und Dringlichkeit charakterisieren Neesers lyrische Texte. In «Karl-Heinz» zum Beispiel erinnert er sich daran, wie er als Kind Käfer zertrat, keineswegs gedankenlos, sondern mordlustig – und wie ihn die Schuld in Gestalt eines anderen, versehrten Käfers verfolgte, bis er ihm einen Namen gab.
Manfred Papst

Sarah Elena Müller: Bild ohne Mädchen.
Roman. Limmat 2023, 212 S., um Fr. 34.-,
E-Book 23.-.



In ihrem ambitionierten Romanerstling «Bild ohne Mädchen» erzählt die Schweizer Autorin Sarah Elena Müller (*1990) von einem Kind, dessen Eltern (der Vater Biologe, die Mutter Bildhauerin) oft mit sich selbst beschäftigt sind und deshalb ihre Tochter bei ihren Nachbarn lassen, einem abgehalfterten, alkoholkranken Medien-theoretiker, und dessen Frau. Er arbeitet an einem Lebenswerk aus Videofilmen, die niemand sehen will; das Mädchen spielt manchmal mit. Wo überschreitet er Grenzen, wieso ist das aufgeweckte Mädchen zunehmend traumatisiert, warum sucht es Schutz bei einem Engel? Die Autorin schreibt nicht explizit von einem Missbrauchsfall, sondern führt uns in eine Welt der Verdrängung, der Hilf- und Sprachlosigkeit. Das ist beklemmend und nicht immer verständlich, weil wir alles nur durch eine Milchglasscheibe sehen. Doch hier ist ein grosses Talent am Werk.
Manfred Papst

Gabriele Tergit: Der erste Zug nach Berlin.
Roman. Schöfling 2023, 208 S.,
um Fr. 34.-, E-Book 18.-.



Gabriele Tergit (1894-1982) wird derzeit wiederentdeckt, sowohl mit ihren grossen Romanen «Käseberg erobert den Kurfürstentamm» und «Effingers» als auch mit ihren Gerichtsreportagen aus der Weimarer Republik. 1949 reiste die deutsch-jüdische Autorin, die 1933 nach Palästina emigriert war und seit 1938 in London lebte, erstmals wieder in ihre Geburtsstadt Berlin. Der Besuch fand seinen Niederschlag in einem bitterbösen kleinen Roman. Die Autorin schlüpft in die Haut einer jungen Amerikanerin, die eine Militärmission der Alliierten begleitet und dabei in der zerbombten Metropole auf ein Panoptikum von Überlebenden trifft, die sich hauptsächlich als Opfer fühlen. Das mit englisch-deutschen Dialogen gespickte Nachlasswerk wird hier erstmals nach dem Originalmanuskript und mit einem kundigen Nachwort von Nicole Henneberg publiziert. Eine Trouvaile!
Manfred Papst

Birgit Birnbacher: Wovon wir leben.
Zsolnay 2023, 192 Seiten,
um Fr. 34.-, E-Book 29.-.



Julia und Oskar sind beides Beschädigte. Sie war Krankenschwester, ein Beruf, den sie auch gewählt hat, um ihrem Dorf, ihren Eltern zu entkommen. Jetzt aber hat sie einer Patientin ein falsches Medikament gegeben, eine Fahrlässigkeit. Sie muss gehen. Und kehrt zurück ins Dorf ihrer Kindheit, zum prekären Vater. Die Mutter hat sich abgesetzt, nach Sizilien, hat sich endlich die Freiheit genommen, von der sie schon immer geträumt hat. Im Dorf trifft Julia auf Oskar, den Städter, der einen Herzinfarkt erlitten hat und dort Ruhe sucht, wo Julia keine finden kann. Man kommt sich näher. Die Österreicherin Birgit Birnbacher hat mit «Wovon wir leben» einen der präzisesten und intensivsten Romane dieses Bücherjahres geschrieben. Die Sprache ist von einer Lakonie, in der ein Feuer lodert. Allein der erste Satz: «Wird Zeit, dass das Jahr zu Ende geht.» Wer liest da nicht weiter?
Peer Teuwsen

ANZEIGE

Ich packe in meinen? Koffer ...?

Entdecken Sie jetzt Ihre passende Ferienlektüre.

orell.
füssli

mein Buch

Graphic Novel Camille Jourdy zeigt feinsinnig und farbenfroh, wie Happy End in der Kleinstadt geht

Die Magie, die dem Alltag innewohnt

Camille Jourdy: Juliette. Gespenster kehren im Frühling zurück.
Deutsch von Lilian Pithan. Reprodukt 2023. 244 S., um Fr. 43.-.

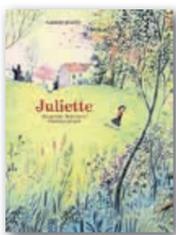
Von Regula Freuler

Man ist neidisch auf all jene, die noch nie etwas von Camille Jourdy gelesen haben. Diese Glücklichen können nämlich gleich zwei grossartige Werke der französischen Zeichnerin in den Ferienkoffer einpacken: die Trilogie «Rosalie Blum», mit der Jourdy im Jahr 2010 Lob und Lorbeeren gewann, und den Band «Juliette», der sieben Jahre nach Erscheinen der Originalausgabe endlich auf Deutsch vorliegt. Beide spielen in sozial beschaulichen und ökonomisch bescheidenen Milieus. Beide sind von einer Melancholie des Alltags grundiert, dem die Künstlerin mit kräftigen Aquarellfarben eine unwiderstehliche Magie verleiht. Beide spielen in der Provinz, von der aus Paris als die unerreichbare und mehrbessere Metropole erscheint. Und in beiden liegen die Schatten eines lang zurückliegenden Ereignisses über der Gegenwart.

Dennoch handelt es sich um zwei ganz unterschiedliche und auch perspektivisch verschieden erzählte Geschichten. In «Juliette» nimmt eine von Neurosen geplagte junge Frau eine Auszeit in ihrem Heimatstädtchen. Dort leben ihre Schwester, die eine aussereheliche Affäre mit einem Kostümverleiher unterhält, ihr grummeliger Vater, ihre exzentrische Mutter, die seit der Scheidung vom Vater einen Liebhaber nach dem andern hat, und ihre demente Grossmutter. Eher zufällig landet Juliette beim Spaziergang vor der einstigen Familienwohnung, wo sie ein Geheimnis zu wittern glaubt. Da entspinnt sich zwischen Georges, dem jetzigen Bewohner, und Juliette eine zarte Nähe.

Würde man sich nur die liebevoll gezeichneten Kleinstadt-Tableaus und detaillierten Interieurs ansehen und den Text ignorieren, könnte man bei «Juliette» auf eine Provinzidylle schliessen. Doch natürlich trägt der Schein, und die Gespenster - im metaphorischen wie im wörtlichen Sinn - tauchen unweigerlich auf und bringen das ohnehin fragile Familiengefüge durcheinander.

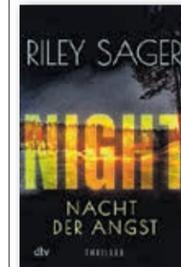
Dabei mischt Camille Jourdy gekonnt die Genres, von der romantischen Komödie übers Familiendrama bis hin zur Charakterstudie findet man hier alles, ohne dass das Gesamte überladen wirkt. Das ist wohl Jourdys grosse Gabe: vieles zusammenzubringen, ohne dass es einem je zu viel wird. ●



Keine Provinzidylle: Bei Camille Jourdy tauchen Gespenster auf und bringen das ohnehin fragile Familiengefüge durcheinander.

Krimi des Monats

Besessen von Filmen



Riley Sager: Night - Nacht der Angst.
Ü: Christine Blum. dtv 2023, 366 S., um Fr. 19.-, E-Book Fr. 11.-.

Von Jürg Zbinden

Mittlerweile geniessen Krimis in Buchform ein höheres Ansehen als zur Blütezeit des Film noir. In den 1940ern und 1950ern waren Autoren wie James M. Cain oder Raymond Chandler bekannter für die Verfilmung ihrer Druckerzeugnisse als für ihre Bücher. Charlie, die Protagonistin des vorliegenden Thrillers, ist besessen von Hollywoodfilmen. Bisweilen kann sie Realität und Fiktion nicht unterscheiden.

Weil ihre bewunderte Freundin das Opfer eines Serienkillers wurde, hält es die Studentin nicht mehr aus an der Universität, sie will nur noch nach Hause zur Grossmutter, mit der sie eine masslose Liebe zum Kino teilt - die Eltern hat sie seit langem verloren, ein Autounfall. Aus einer Mitfahrgelegenheit entwickelt sich eine Crime-Story, die Bilder aus Filmen heraufbeschwört, in denen sich Verdachts- und Gefahrenmomente unheilvoll verschränken: zum Beispiel Hitchcocks «Im Schatten des Zweifels» oder «Das Fenster zum Hof». Ist der Fahrer, Josh, etwa der Mörder von Maddy? Und plant er, auch sie umzubringen und ihr wie den andern Opfern einen Zahn auszureissen? Oder phantasiert sich Charlie ein Szenario zusammen, das Josh Unrecht tut?

Riley Sager ist wie Alan Finn ein Pseudonym von Todd Ritter, dem das Spiel mit echten und falschen beziehungsweise gefälschten Identitäten in der realen wie der fiktiven Welt zu gefallen scheint. Dabei liebäugelt er nicht mit einer möglichen Verfilmung seines Buchtitels, er winkt schon fast mit dem Zaunpfahl. Eine Autofahrt durch die Nacht, ein American Diner, eine gottverlassene Lodge - der Survival-Trip durch die Nacht wird immer spannender.



An die Klassiker reicht «Survive the Night», wie der Originaltitel lautet, indes nicht heran, weder an jene der Kriminalliteratur noch des Film noir. Wird aus dem B-Movie ein Slasher-Film, fragt man sich, ist Charlie Opfer oder Femme fatale? PS: Dass Cindy Crawford auf Seite 211 «eigentlich in jedem ihrer Filme» den «knallharten Frauen» zugerechnet wird, belustigt. Tatsächlich dürfte das Model mit dem Filmstar Joan Crawford verwechselt worden sein. ●

Kurzkritiken Krimi

James Kestrel: Fünf Winter.
Ü: Stefan Lux. Suhrkamp 2023. 499 S., um Fr. 26.-, E-Book 21.-.



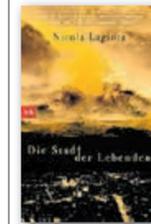
So einen Krimi hat man lange nicht gelesen. Einerseits ist da der lange Erzählatem von James Kestrel, der sich über Kontinente und Jahre erstreckt. Dann ist da das Setting, das Honolulu, Hongkong und Japan in der Zeit des Zweiten Weltkriegs zeigt. Und dann ist da der Plot: Detective Joe McGrady muss im Dezember 1941, kurz vor dem Angriff auf Pearl Harbour, einen grausamen Doppelmord aufklären. Der Fall lässt sich nicht auf der Insel klären, man schickt McGrady nach Asien. Der Mörder stellt sich als Profi heraus, der vor keiner Untat zurückschreckt. Aber McGrady gerät in die Kriegswirren und in japanische Gefangenschaft. Er wird gerettet von einem Diplomaten, in dessen Tochter er sich verliebt. Allein die Liebesgeschichte ist die Lektüre wert. Aber eben: Es geht zurück nach Honolulu - und wieder, auf Privatmission, nach Asien. Da ist noch dieses Ungeheuer eines Mörders.
Peer Teuwsen

Joël Dicker: Die Affäre Alaska Sanders.
Ü: Michaela Messner, Amelie Thoma. Piper 2023. 592 S., Fr. 34.-, E-Book Fr. 21.-.



Wirklich lesenswerte Kriminalromane lassen den Leser vergessen, dass es einen Fall zu lösen gibt. Die Beziehungen zwischen den Figuren, die gesellschaftlichen Verwerfungen oder die beschriebenen Landschaften treten in den Vordergrund. Joël Dicker, der mit seinem Erfolg «Die Wahrheit über den Fall Quebert» (2012) zum Liebhaber der Schweizer Krimiszene avancierte, gelingt das mit «Die Affäre Alaska Sanders» nicht. Sein Ermittlerduo, ein Schriftsteller und ein Sergeant, bewegen sich mit Scheuklappen durch die aus nervösen Szenenwechseln bestehende Handlung. Immer fokussiert auf den Fall. Selbst das Mordopfer, die erschlagene und anschliessend von einem Bären angefressene Alaska Sanders, bleibt nach Hunderten von Seiten eindimensional. Dass der Kriminalroman an der amerikanischen Ostküste spielt, fällt nicht auf. So wie Dickers Buch insgesamt.
Anton Beck

Nicola Lagioia: Die Stadt der Lebenden.
Ü: Verena von Koskull. btb 2023, 510 S., um Fr. 35.-, E-Book 29.-.

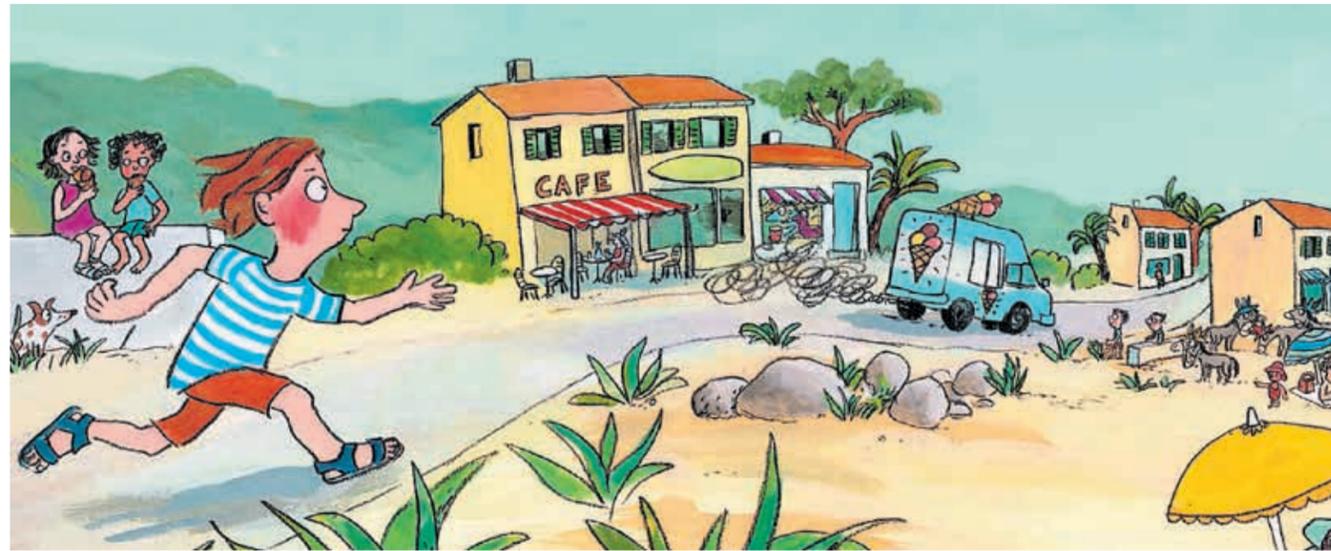


Auf dem schmalen Grat zwischen Reportage und Roman bewegt sich das neue Buch des italienischen Erfolgsautors Nicola Lagioia (*1973), der 2016-2023 die Buchmesse Turin leitete. In manchem erinnert es an Truman Capotes Klassiker «In Cold Blood»: Auch hier geht es um ein brutales, unbegreifliches Verbrechen, dem der Autor breit recherchierend nachgeht. Im Frühjahr 2016 locken zwei junge Männer aus gutem Hause in Rom einen 23-Jährigen in ihre Wohnung. Sie bieten ihm Drogen und Geld gegen Sex an, bevor sie ihn zu Tode foltern. Haben sie ein anderes Motiv als die Überwindung ihrer Langeweile durch eine Grenzerfahrung? Lagioia lotet das Umfeld der Täter und des Opfers aus; über den erschütternden Einzelfall hinaus ist sein Buch eine eindringliche Studie über Schuld und Sühne, vor allem aber ein Panoptikum der italienischen Metropole mit all ihren Abgründen.
Manfred Papst

Kotaro Isaka: Suzukis Rache. Ü: Sabine Mangold, Hoffmann und Campe 2023, 302 S., um Fr. 34.-, E-Book Fr. 25.-.



Die meisten Europäer denken bei Suzuki zuerst an zwei oder vier Räder, Motorrad oder Auto. In Japan ist Suzuki der zweithäufigste Familienname nach Sato. In Kotaro Isakas Vergeltungsroman heisst ein ehemaliger Mathematikprofessor so. Er führt ein glückliches Eheleben, bis ihm seine Frau durch den Sohn eines Tokioter Gangsterkönigs brutal entrisen wird. Um Rache zu nehmen, dient er sich an als Bandenmitglied, doch wird er mit Argwohn beobachtet. Ausserdem stellen sich dem scheinbar harmlosen Professor drei gewissenlose Auftragskiller in den Weg: der Pusher, der die Opfer in den Tod schubst, die quasselnde, das Messer verwendende Zikade und schliesslich der Wal, dessen Überredungskünste die Unglücklichen in den Suizid treiben. Wer den Bestseller «Bullet Train» verschlungen und die enttäuschende Verfilmung überlebt hat, wird an der Rache Geschichte Spass haben.
Jürg Zbinden



Mika eilt dem Eiswagen hinterher: Szene aus «Am Leuchtturm gibt es Erdbeereis»

Empfehlungen Ferienzeit ist Lesezeit, auch für Kinder und Jugendliche. Wir haben vier Tipps für eine gelungene gemeinsame Strandlektüre.

Von Eltern und Freunden und grossen Abenteuern

Mit Rauchsignalen eine Pizza bestellen

Da gibt's seinen neusten Roman über einen Autor, der gefilmt wird, und den Film über den fiktiven Autor als Porträt des realen. Kann der gefeierte Peter Stamm auch für Kinder schreiben? Ja, und wie! Sogar bewusst einfach, damit Leseungeübte gut mitkommen. Theo und Marlen wollen Robinson spielen. Der war Jahrzehnte auf einer Insel, während den Kindern schon nach zehn Minuten langweilig wird. Stamm lässt die beiden auf einer Verkehrsinsel stranden, umkreist von Motorhaien. Doch die Phantasiewelt ist nicht selbstverständlich. Die Kinder hinterfragen Einfälle und Begriffe, und immer wieder schimmert die Wirklichkeit durch, bis «Rettung» naht. Einfach zu lesen, jedoch voller Einfälle weit über simple Eingängigkeit hinaus.
Hans ten Doornkaat
Peter Stamm (Text), Susanne Göhlich (Bild): Theo und Marlen auf der Insel. Carlsen 2023. 80 S., um Fr. 15.-. (ab 6 Jahren)

Turbulente Strandferien

Jeden Tag kommt der Eiswagen zum Strand - Ferienglück pur! Doch heute verpasst Mika den Wagen. Sie läuft hinterher, ohne sich bei Papa abzumel-

den. Eine turbulente Jagd rund um die Insel beginnt: Der Ritt auf dem kleinen Strandesel hilft wenig, die Busfahrt ebenso. Also weiter: Taxifahrt, Wasserski, Helikopter und schliesslich noch Tandemsprung mit punktgenauer Landung beim Eiswagen. Die beiden Autorinnen lassen kein Klischee aus, zeigen Action in mediterraner Ferienidylle und überdrehen das Ganze wie fabulierende Kinder. Dass Papa von allem nichts merkt, weil er dicke Bücher liebt, ist indes mehr als ein Klischee: Er hat gute Gründe, seiner Tochter zu vertrauen.
Hans ten Doornkaat
Constanze Spengler (Text), Katja Gehrmann (Bild): Am Leuchtturm gibt es Erdbeereis. Moritz-Verlag 2023. 48 S., um Fr. 20.-. (ab 5 Jahren)

Verbotene Liebe in San Francisco

Die eigene Familiengeschichte hat Autorin Malinda Lo zu ihrem historischen Liebesroman inspiriert. Lily ist siebzehn, wächst in San Franciscos Chinatown der 1950er Jahre auf und widersetzt sich den Konventionen. Sie interessiert sich für Raumfahrt und verliebt sich in eine Mitschülerin. Durch sie lernt sie die queere Szene im Telegraph Club kennen, wo eine Herren-Imitatorin auftritt. Das ist aufregend, zugleich heikel, denn Lily muss ihr Parallellieben geheim halten. Ganz nah ist man bei der mutigen Hauptfigur

in diesem sinnlichen, atmosphärischen Roman, in dem man viel über die damalige Politik erfährt. So lebt etwa Lilys Familie in ständiger Angst, mit dem Kommunismus in Verbindung gebracht und ausgewiesen zu werden.
Andrea Lüthi
Malinda Lo: Last Night at the Telegraph Club. Übersetzt von Beate Schäfer. dtv 2023. 448 S., um Fr. 25.-. (ab 14 Jahren)

Gemeinsam gegen die Gomkrins

Smilos mit Säbelzähnen, geflügelte Kelanos und blauzüngige Wesen mit nach aussen gekehrter Haut lassen einen in eine Wunderwelt eintauchen. Zugleich stimmt Tobias Goldfarbs packender und bildstarker Fantasy-Roman nachdenklich, denn hier klingen reale gesellschaftliche Themen an. Prinz Arkyn flieht aus der Stadt, die er auf Befehl der Gomkrins nie verlassen durfte. Diese sind die wahren Machthaber und manipulieren Königin und Volk durch Furcht vor der Grossen Schlange. Das erkennt der Prinz erst dank Saga, einem Mädchen, das sich mit ihm verbündet. Mit ihr kämpft er gegen die Gomkrins - auch, um den «alten Wesen» wieder Raum zu geben, die von den Menschen aus ihrem Lebensraum verdrängt wurden.
Andrea Lüthi
Tobias Goldfarb: Waraka. Thienemann 2023. 304 S., um Fr. 25.-. (ab 12 Jahren)

Kinderbücher Drei altersgerechte Romane verbinden Generationen

Abenteuer mit Oma

Jasminka Petrovic: Der Sommer, als ich fliegen lernte. Übersetzt von Marie Alpermann. Tulipan 2023. 224 S., um Fr. 23.-, E-Book Fr. 10.- (ab 11 J.).
Edgar Rai: Kiosk, Chaos, Canal Grande. Mit Illustrationen von Katharina Grossmann-Hensel. DTV 2023. 176 S., um Fr. 20.-, E-Book Fr. 10.- (ab 9 J.).
Jörg Isermeyer (Text), Kai Schüttler (Bild): Mo und die coolste Oma der Welt. Sauerländer 2023. 128 S., um Fr. 20.- (ab 5 J.)

Von Andrea Lüthi

«Das wird der schlimmste Sommer meines Lebens», glaubt der elfjährige Noah in Edgar Rais «Kiosk, Chaos, Canal Grande», und dasselbe befürchtet die dreizehnjährige Sofija in Jasminka Petrovic' «Der Sommer, als ich fliegen lernte». Die Hauptfiguren in beiden Kinderromanen müssen die Sommerferien mit ihrer Oma verbringen.

Es ist heiss, es hat Mücken, und nachts nervt sie das Schnarchen ihrer Grossmütter. Beide Omas sind schroff, stellen sich gern selber ins Zentrum und sind doch komplett verschieden: Sofijas Oma wanderte als Studentin nach Serbien aus. Nun kehrt sie erstmals nach 26 Jahren an ihren kroatischen Geburtsort zurück. Sofija muss sie begleiten, dabei ist sie gerade stark mit sich beschäftigt. Sie ist überzeugt, nie glücklich zu werden. Zudem schämt sie sich für ihren Körper, ihre Oma und überhaupt für alles. Doch bald interessiert sie sich für ihre bisher unbekannteren Verwandten und möchte wissen, warum sich die Oma während des Kriegs mit dem Grossonkel zerstritten hat.

Die serbische Autorin Jasminka Petrovic erzählt einfühlsam, deutet vieles nur an, etwa die kroatisch-serbischen Spannungen, die noch immer zu spüren sind. Sofija macht intensive Erfahrungen rund um Liebe, Trauer und Familienzusammenhalt. Während sie neue Seiten ihrer vertrauten Oma kennenlernt, lernt Noah



in «Kiosk, Chaos, Canal Grande» seine Grossmutter erst jetzt kennen. Die ehemals berühmte Opernsängerin betreibt einen Kiosk in Venedig. Weil sie sich gegenüber ihrem Enkel gleichgültig zeigt, bleibt Noah nichts anderes übrig, als sich allein durchzuschlagen.

Kurzweilig und witzig liest sich Edgar Rais Roman. Ein Überfall und ein medizinischer Notfall sorgen für Spannung und führen den unsicheren Jungen und die resolute Dame zusammen. Das Zusammensein mit der Oma macht auch Mo mutiger im dialogreichen Kinderroman «Mo und die coolste Oma der Welt», der sich besonders gut zum Vorlesen eignet.

Kai Schüttler nimmt Jörg Isermeyers fröhlich-leichten Erzählton in seinen Illustrationen auf. Mos Leihoma Om ist eine Art ältere Pippi Langstrumpf mit Pilotenkappe und Overall, in dem zahlreiche Utensilien stecken. Sie hat die verrücktesten Einfälle, war Urwaldforscherin, auf See und beim Theater.

Mo ist es gewohnt, dass seine Eltern alles für ihn entscheiden, Om aber gibt ihm unaufdringlich Gelegenheit, es selber zu tun. Die alten Damen in allen drei Kinderromanen sind starke Persönlichkeiten, die eigene Wege wählen und den Hauptfiguren absichtlich oder unbewusst helfen, selbstsicherer zu werden. ●



Illustration von Kai Schüttler aus «Mo und die coolste Oma der Welt».

2023, FISCHER KINDER- UND JUGENDBUCHVERLAG GMBH, FRANKFURT AM MAIN

platypus
swiss . tec . eyewear

Auffallend, schön und immer dabei – die faltbare Design-Lesebrille aus der Schweiz.

Jetzt online konfigurieren und anprobieren.

Liao Yiwu ist der Dissident mit der scharfen Zunge. Im neuen Roman des Schriftstellers geht es um eine Epoche, die China aufwühlte und bis heute prägt: die Kulturrevolution. **Von Linus Schöpfer**

Eine Epidemie des Wahnsinns

Die Umstände sind gerade höchst unglücklich. Mao ist tot, und Genosse Zhuang Zigui juckt es ganz grässlich in der Unterhose.

Eben hatte er noch Spass mit seiner Geliebten gehabt, doch dann war er vom Bett hinunter auf den Boden und mitten auf das Frühstück geplumpst, worauf sich Splitter zerborstener Schälchen in seinen Hintern bohrten, und darüber hinaus ergoss sich - als wäre das alles nicht schon schlimm genug gewesen! - eine brennend heisse Suppe zwischen seine Beine.

In diesem Moment klopft es an die Türe des Zugabteils. Die Schaffnerin verkündet: «Der Vorsitzende Mao ist tot!» Zhuang Zigui und seine Geliebte verlassen ihr Abteil und treffen in der einfachen Wagenklasse auf trauernde Genossinnen und Genossen. Imposant ist das allgemeine Wehklagen, doch schon bald ist klar: Niemand klagt hier lauter als Zhuang Zigui. Jener Genosse, den es so furchtbar in der Hose brennt.

«Ungewöhnliche Horrorschreie lösten sich wieder und wieder», schreibt Liao Yiwu. Schreie, «wie es schien, nicht aus seinem Mund, sondern direkt aus seinem Geschlecht». Reisende werfen ihm heimliche Blicke zu. Wenn er zurückschaut, ducken sie sich weg und konzentrieren sich auf ihre eigene Klage. Liao Yiwu verbindet in seinem neuen Buch das Liebesleben eines jungen Mannes mit der Politik des alten Diktators, «Die Liebe in

Zeiten Mao Zedongs» heisst der Roman. Er spielt zur Zeit der Kulturrevolution. Diese war ein Wahnsinnsprojekt, das von 1966 bis 1976 dauerte und China in einen tiefen Strudel von Paranoia und Sadismus stürzte. Die Revolution verstümmelte das konfuzianische Erbe, enthauptete die Elite der Partei und zerstörte die Existenz von Millionen. Sie ist nach dem «Grossen Sprung» - der Industrialisierungskampagne um 1960 - das zweite nationale Trauma, das Mao Zedong seinem Land zugefügt hat.

Jede von Zhuang Ziguis Beziehungen steht im Zeichen, besser: im Schatten, einer bestimmten Etappe der Kulturrevolution. Der Roman beginnt mit der Revolutionsbegeisterung, dann folgt die Zwangsverschickung aufs Land, schliesslich die Rehabilitation und die Wiedereingliederung in die Gesellschaft. Eine Zivilisierung, die angesichts der vorausgehenden Erfahrungen aber unmöglich gelingen kann. Das zeigt Liao am Beispiel von Zhuang Zigui, die Romanfigur steht für eine kaputt gemachte Generation.

Mao als Symptom bezeichnet

Liao Yiwu selber wurde 1958 geboren. Er ist damit rund zehn Jahre jünger als Zhuang. Die Kulturrevolution hat auch seine Biografie lädiert. Weil sein Vater als Revisionist galt, wurde die Familie aufs Land und in die Armut getrieben. Als junger Mann zog Liao durch die Provinzen, schlug sich als Koch und Lastwagenfahrer durch und vertiefte sich in westliche Lyrik.

Die Figur des angehenden Dichters Zhuang Zigui gleicht dem jungen Autor, ihre Erlebnisse auf Chinas armen Landschaften und wilden Strassen ähneln sich. Zugleich sind da aber auch entscheidende Unterschiede: Liao war im Gegensatz zu Zhuang nie ein Rotgardist. Und während die Romanfigur ihren angeblich konterrevolutionären Vater verstösst und deswegen Karriere machen kann, stürzte der Schriftsteller mit seiner Familie ins Elend.

In den relativ freien Achtzigern wurde Liao Yiwu in China zu einem bekannten Dichter. Doch zog er sich mit seinen kritischen Texten - er verglich sein Land mit einem kranken Körper und Mao mit einem Symptom - die Feindschaft der KP zu. Als er ein Gedicht zum Tiananmen-Massaker von 1989 veröffentlichte, wurde er zum Staatsfeind. Vier Jahre sass er im Gefängnis, wo

In den relativ freien Achtzigern wurde Liao Yiwu in China zu einem bekannten Dichter. Doch dann zog er sich mit kritischen Texten die Feindschaft der KP zu.

er gefoltert wurde und mehrere Selbstmordversuche unternahm. Nach seiner Entlassung überlebte er nur knapp als Strassenmusiker.

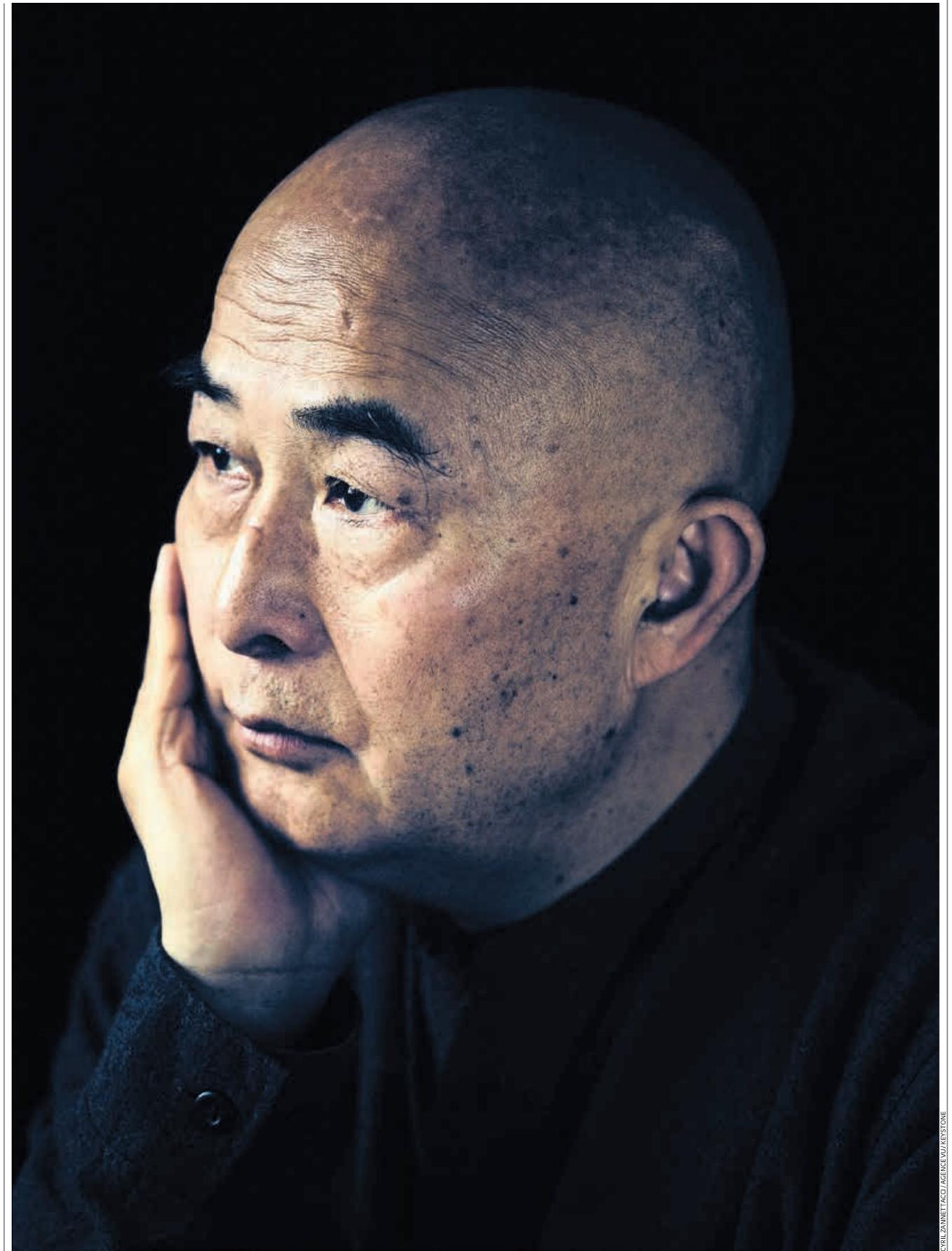
Zugleich publizierte er hartnäckig weiter Texte. Um die Jahrtausendwende gelang ihm mit «Fräulein Hallo und der Bauernkaiser» ein Bestseller. Der Band enthält Interviews, die Liao mit Menschen geführt hat, die in der chinesischen Gesellschaft geächtet sind: mit einer Prostituierten etwa, einem Fengshui-Meister oder einem Reinigungsarbeiter. Trotz dem Erfolg wurde er weiterhin von der Polizei drangsaliert. 2011 gelang ihm die Flucht nach Berlin, wo er seither lebt und schreibt. Liao Yiwu gehört heute zu den prominentesten Stimmen der chinesischen Opposition.

Letztes Jahr veröffentlichte er «Wuhan. Dokumentarroman», das während des Corona-Lockdowns spielt und ebenfalls einen Protagonisten namens Zhuang Zigui hat. Hier ist Zhuang jedoch ein alter Dichter, der aus dem Exil die merkwürdigen Vorgänge in Wuhan zu rekonstruieren versucht. Es ist quasi die bereits erschienene Fortsetzungsgeschichte von «Die Liebe in Zeiten von Mao Zedong». Ging es im Wuhan-Roman um die Corona-Pandemie, so geht es in Liaos neuem Roman um eine Epidemie des Wahnsinns.

Liao erweist sich als Meister darin, die historische Atmosphäre der Kulturrevolution zu beschwören. Erst lässt er Mao-Begeisterung und jugendlichen Überschwang verschmelzen, um seine Figuren daraufhin altern zu lassen, sie in den irren Wendungen der maoistischen Politik allmählich erkalten, erstarren und verfallen zu lassen. Auf 400 Seiten kombiniert Liao Zeitgeschichte mit Poesie, die Jahrhunderttragödie mit seinem sehr eigenen, derben Humor, wie er etwa in der zu Beginn erwähnten Szene zu Maos Tod zum Ausdruck kommt. Die Kulturrevolution ist eine historische Grotteske. Zugleich ist sie ▶

Die Kulturrevolution heute

Untersuchungen und Reflexionen zur Kulturrevolution sind in China untersagt. Die Ereignisse würden, so die offizielle Verlautbarung, «umfassend verneint». Dies gilt seit 1981. Der jetzige Staatschef Xi Jinping hat die Position bestätigt. Dabei scheinen gewisse Praktiken durchaus noch zum politischen Repertoire zu gehören. So erklärte es Xi diesen Frühling für wünschenswert, dass junge Städter aufs Land ziehen, um dort zu arbeiten und die Armut zu bekämpfen. Xi Jinping selber wurde während der Kulturrevolution als Teenager zur Arbeit in der Provinz gezwungen, nachdem sein Vater bei Mao in Ungnade gefallen war. Jüngst sagte er dazu: «Sieben harte Jahre auf dem Land waren ein gutes Training für mich.» (S6.)



Verbrachte Jahre im Gefängnis und lebt heute in Berlin: Liao Yiwu, fotografiert im Frühling 2019.

► eine Wendung in der Geschichte Chinas, die hierzulande noch viel zu wenigen bekannt ist. Bereits in ihrer Anlage ist die Revolution paradox: Der Führer eines Staates zettelt eine Revolution gegen seinen eigenen Staat an. Mao begründete dies ideologisch. Er wollte in seinem Volk ein revolutionäres Bewusstsein schaffen, das es befähigte, Staatsfeinde instinktiv zu erkennen und zu bekämpfen.

Allerdings, und das war mindestens so wichtig, verfolgte Mao auch ein eigennütziges Motiv. Weil Pragmatiker wie Deng Xiaoping je länger, je stärker den Kurs des Landes prägten, sah sich Mao in eine Rolle des geachteten, aber nicht mehr entscheidenden Väterchens der Revolution gedrängt. Um ins Zentrum der Macht zurückzukehren, wollte er die Parteilite im Chaos eines kontrollierten Bürgerkriegs vernichten. Im Mai 1966 rief er deshalb die «proletarische Kulturrevolution» aus. Die Fokussierung auf die Kultur war geschickt: ein Begriff, dessen Geltungsbereich schwer zu definieren ist, der zugleich aber jede und jeden anspricht und Emotionen weckt.

Ein Vergleich mit der Gegenwart enthüllt dabei merkwürdige Verwandtschaften: Es ist kein Zufall, dass die Trump-Republikaner dieser Tage jede Gelegenheit nutzen, den *culture war* um Identitätskonzepte, Schulpläne und akademische Theorien anzufachen. Zur Lieblingslektüre von Steve Bannon zählt bekanntermassen «The Private Life of Chairman Mao», ein Psychogramm von Mao, geschrieben von seinem Leibarzt.

Jagd auf die «Schlangengeister»

Mao Zedong forderte von seinen Untergebenen eine «Entlarvung der Rinderdämonen und Schlangengeister». Ein höchst diffuser Auftrag - doch umso furioser gingen die Beauftragten ans Werk. Auf keinen Fall wollten sie bei ihrer Agitation hinter den Erwartungen des «Grossen Vorsitzenden» zurückbleiben.

Verdächtig waren nicht nur Bürgerliche und Reaktionäre, sondern auch alle, die irgendwie mit Bildung, Wissenschaft, Journalismus oder Kunst zu tun hatten. Träger dieser Revolution sollte dabei nicht das Proletariat sein, wie es die marxistische Dogmatik eigentlich vorsah. Zu labil war Chinas Wirtschaft: Mao Zedong brauchte die Arbeiter in den Fabriken und nicht auf den Strassen. Auch wollte er nicht das totale, sondern ein vorübergehendes, kontrollierbares Chaos. Es war deshalb an den Gymnasiasten und Studenten, China von «revisionistischen» Kräften zu säubern. Im Sommer 1966 wurde der Unterricht an den Universitäten gestoppt, die Studenten sollten sich ganz auf die Revolution konzentrieren. In dieser Zeit formierten sich die ersten Roten Garden. In diesen Propaganda-Einheiten gaben Kinder von Mao-Vertrauten den Ton an, sonst aber durften nur Kinder proletarischer oder bäuerlicher Herkunft beitreten.

Schüler waren die ersten Täter der Kulturrevolution, Lehrer ihre ersten Opfer. Minderbemittelten und sozial Benachteiligten bot sich die einmalige Chance, sich für ihr Versagen vor der Wandtafel zu rächen. Mao gab ihnen dazu freie Hand. Mit grausigen Folgen: Lehrer mussten Ungeziefer schlucken, umstürzlerische Pläne gestehen und Narrenkappen tragen. Manche Lehrerin kam mit einer zerzausten Frisur davon. Andere wurden zu Tode gequält.

Maos Fokussierung auf die Kultur war geschickt. Ein Begriff, dessen Geltungsbereich schwer zu definieren ist, der zugleich aber jede und jeden anspricht.

Die Bücher zum Artikel

- **Liao Yiwu: Die Liebe in Zeiten Mao Zedongs.** S. Fischer 2023, 448 S., um Fr. 35.–
- **Liao Yiwu: Wuhan.** S. Fischer 2022, 352 S., um Fr. 35.–
- **Liao Yiwu: Fräulein Hallo und der Bauernkaiser.** S. Fischer 2011, 544 S., um Fr. 17.–
- **Julia Lovell: Maoismus.** Suhrkamp 2023, 768 S., um Fr. 70.–
- **Daniel Leese: Die chinesische Kulturrevolution.** C.H. Beck 2016, 128 S., um Fr. 15.–

Hitzige Studenten dominierten jetzt die Politik. Am 18. August 1966 trafen sich eine Million Rotgardisten in Peking. Die KP hatte sie anreisen lassen, um ihre Harmonie mit dem alten Staatsführer zu demonstrieren. Mao Zedong zog sich während der Feier eine Armbinde der Rotgardisten über, die Studenten reckten ihm die Mao-Bibeln entgegen. Mao - die «Mona Lisa der Weltrevolution», wie der Historiker Gerd Koenen den wortkargen Führer einmal genannt hat - winkte huldvoll zurück. Die propagandistische Verjüngungskur, sie war geglückt.

Liao Yiwus neuer Roman erzählt von diesem Massenaufmarsch. Denn auch Zhuang Zigui ist ein Rotgardist und an diesem historischen Tag in der Hauptstadt. Auch er wartet auf dem Tiananmen-Platz auf die «rötteste aller roten Sonnen». Mao Zedongs Auftritt wirkt wie eine Gotteserscheinung auf Zhuang und seine Freunde, die von der langen Reise, der spärlichen Nahrung und vom vielen Stehen ausgezehrt sind. Sie beginnen zu halluzinieren. Vor ihren Augen entgleisen die Weltläufe: «Die reale Sonne erbebt und verschwand hinter den Wolken wie ein gerupfter Phönix.» Liao Yiwus Sprache ist reich an solchen Bildern, zugleich durchzieht eine geerdete, handfeste Poesie seine Texte. Gelernt hat Liao von alten chinesischen Meistern, aber auch von den Beatniks, von Kerouac und Ginsberg.

Zudem hat Liao Yiwu den Blick fürs entlarvende Detail. Präzise beschreibt er die unschönen Begleiterscheinungen der Versammlung vom August 1966 - und sabotiert so die Jubelbilder von Maos Propaganda, die die Erinnerung an dieses Spektakel bis heute dominiert. «Berge von Exkrementen, Klopapier, Obstschalen, Einpackpapier (...), die heilige Stätte der Revolution war eine einzige grosse Freiluft-Kloake.»

Nachdem man in Peking Verbrüderung gefeiert hatte, beschleunigte Mao Zedong den Aufruhr. Die Rotgardisten durften nun gratis in der Eisenbahn durchs Land fahren und legendäre Orte der Revolutionsgeschichte besuchen - zum Beispiel Maos Geburtsort. Die Armee sorgte für Kost und Logis. Es waren traumhafte Wochen für viele Rotgardisten. Mao spendierte ihnen mit seinem Programm «Das Grosse Verbinden» ein sozialistisches Interrail-Abenteuer. In Liaos Roman sind Zhuang Zigui und seine erste Freundin mit anderen Rotgardisten unterwegs - wochenlang und kreuz und quer durch China.

Der passende Mao-Spruch

Mit den reisenden Rotgardisten suchte der Terror auch entlegene Ecken des Landes heim. Die Gymnasiasten und Studenten waren unerbittlich in ihrem idealistischen Furor. Sie zerstörten Tempel, um Traditionalisten die Rückzugsorte zu entziehen. Sie schändeten Gräber und stürmten Museen, sie quälten Priester und drangsalierten Passanten auf der Strasse, die sie in quälend-dogmatische Fragespiele verwickelten. Wer Pech hatte und nicht mit einem passenden Mao-Spruch aufwarten konnte, wurde verprügelt. Zugleich wurde die Spitze des Regimes immer neuen Säu-



Galten als Pioniere des proletarischen Bewusstseins: Rotgardisten, erkennbar an ihren Armbinden, im Jahr 1967 auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking.

berungsrunden unterworfen. Einzig Mao und sein engster Kreis blieben unangetastet. Selbst Deng Xiaoping, der spätere Staatschef, wurde überfallen und in eine «Kampfsitzung» gezwungen, wo er sich selber kritisieren musste.

Im Westen waren viele fasziniert von Maos bewusst herbeigeführtem Bürgerkrieg, zumal Akademiker. Dazu empfiehlt sich das eben erschienene Sachbuch «Maoismus. Eine Weltgeschichte» von Julia Lovell. Die britische Sino-Login zeigt überzeugend, wie die Gewalt der Rotgardisten linksextreme Terrorgruppen wie die RAF inspirierte. In diesem Sinn handelte es sich bei der chinesischen Kulturrevolution nicht bloss um eine Epidemie, sondern sogar um eine Pandemie des Wahnsinns.

1967 trat die Revolution in China in ein neues Stadium ein. Die Rotgardisten kamen mit der Armee in Konflikt, die sich den Studenten nicht unterordnen wollte. Arbeiter bildeten schlagkräftige Schutztruppen, um ihre Fabriken gegen eindringende Gardisten zu schützen. Das Zentralkomitee schwenkte um und forderte die Rotgardisten auf, sich wieder den Büchern zu widmen und die revolutionären Umtriebe bleiben zu lassen. Doch viele Studenten sahen sich auf der richtigen Seite der Geschichte. Sie besetzten Universitäten und agitierten weiter, bis sie von der geballten Staatsmacht bezwungen wurden.

Nun begann die Zeit der Umsiedlung. Die Studenten - bisher gefeiert als Pioniere des neuen proletarischen Bewusstseins - sollten auf dem Land geläutert werden. Ziel war «eine Umerziehung durch die armen Bauern und unteren Mittelbauern». Zirka 17 Millionen junge Städterinnen und Städter wurden zwangsweise aufs Land umgesiedelt. Liao Yiwu beschreibt in seinem Buch die Armut, in der sich deportierte Städter wie

Zhuang Zigui plötzlich wiederfanden. Zhuang muss in einem leergeräumten Tempel hausen, das Essen ist miserabel und die Kleidung voller Ungeziefer.

Eine tierische Existenz, die den jungen Mann dem Wahnsinn entgegentreibt. Vom Hunger geplagt, vergreift er sich an einem streunenden Köter: Er packt «zitternd den Kopf des Hundes mit beiden Händen und fixierte ihn mit blutunterlaufenen Augen».

Unergründliche Dialektik

Die «gebildeten Jugendlichen» - beargwöhnt von örtlichen Bauern, die nicht nach ihnen gefragt hatten - formieren sich zu einer losen Bande. Unter ihnen ist auch Zhuangs zweite Freundin. Aber die Solidarität unter den Vertriebenen ist brüchig, jeden Tag geht es um Leben und Tod. Eine Gans in der Hand ist da im Ernstfall mehr wert als die Freundschaft am Lagerfeuer.

Doch unergründlich wirkt die maoistische Dialektik - und so kommt es, dass sich Zhuang eines

schönen Tages rehabilitiert sieht. Das Etikett «erfolgreich umerzogen» ermöglicht ihm eine Anstellung als Dorflehrer. Das ist zwar nicht das, was er sich als junger Revolutionär erträumt hat. Aber besser als das Dahinsiechen als Landarbeiter ist es allemal. Doch bald realisiert Zhuang, wie wenig er den Kindern tatsächlich beibringen kann. Der Schulstoff ist ideologisch verformt, die Behörde korrupt. Seine Kollegen sind grauenvoll, einer vergewaltigt Schülerinnen und Schüler.

In einer letzten Etappe reist Zhuang per Lastwagen nach Tibet. Er folgt einer Frau, die er nur flüchtig gesehen hat. Es ist ein Unternehmen ohne triftigen Grund, eine Reise ins Nichts. Der junge Mann hat die Orientierung vollends verloren. Torkelnd geht auch Liao Yiwus Buch seinem Ende entgegen, bis Zhuang unter den eingangs erwähnten unglücklichen Umständen vom Tod des Grossen Vorsitzenden erfährt. «Die Liebe in Zeiten Mao Zedongs» ist ein tragischer Bildungsroman. Sein mäandrierender Verlauf ist ein Abbild des maoistischen Irrwegs. ●

Logistik Wie schickt man Waren möglichst effizient um die Welt? Die Zürcher Geschichtsprofessorin Monika Dommann zeigt in ihrem neuen Buch anschaulich, wie die Materialflüsse im Kapitalismus über die Jahre perfektioniert wurden

Bühne frei für Paletten und Gabelstapler

Monika Dommann: Materialfluss. Eine Geschichte der Logistik an den Orten ihres Stillstands. S. Fischer, Frankfurt am Main 2023. 288 S., um Fr. 40.-

Von Claudia Mäder

Fast hat es etwas Magisches: Da klickt man in irgendeinem Shop auf «bestellen», und zwei Tage später klingelt ein Pöstler an der Tür. Als bald besitzt man dann ein neues Handy, eine Mausefalle oder irgendein anderes Produkt von mehr oder weniger existenzieller Bedeutung. Eigentlich erstaunlich! Doch in unseren Alltag sind diese Vorgänge so tief eingelassen, dass man sie als völlig normal empfindet: Was alles passiert zwischen Klicken und Klingeln, fragt sich in der Regel keiner.

Dass da überhaupt etwas passiert, bedenkt man meist erst dann, wenn der Ablauf stockt; wenn sich Lieferungen verzögern oder gar nicht ankommen. Als in der Corona-Zeit plötzlich Medikamente fehlten und Automechaniker keine Ersatzteile mehr hatten, dämmerte vielen, dass hinter allem, was wir konsumieren, enorm komplexe Abläufe stecken. Lieferketten, Vorräte, Lagerbestände: Solche Wörter waren vor drei Jahren überall zu hören. Inzwischen scheint die Welt wieder zu laufen - das neue Vokabular ist fast schon wieder vergessen. Vor diesem Hintergrund kann es nicht schaden, sich die Bedeutung der Logistik mit einem Buch erneut in Erinnerung zu rufen.

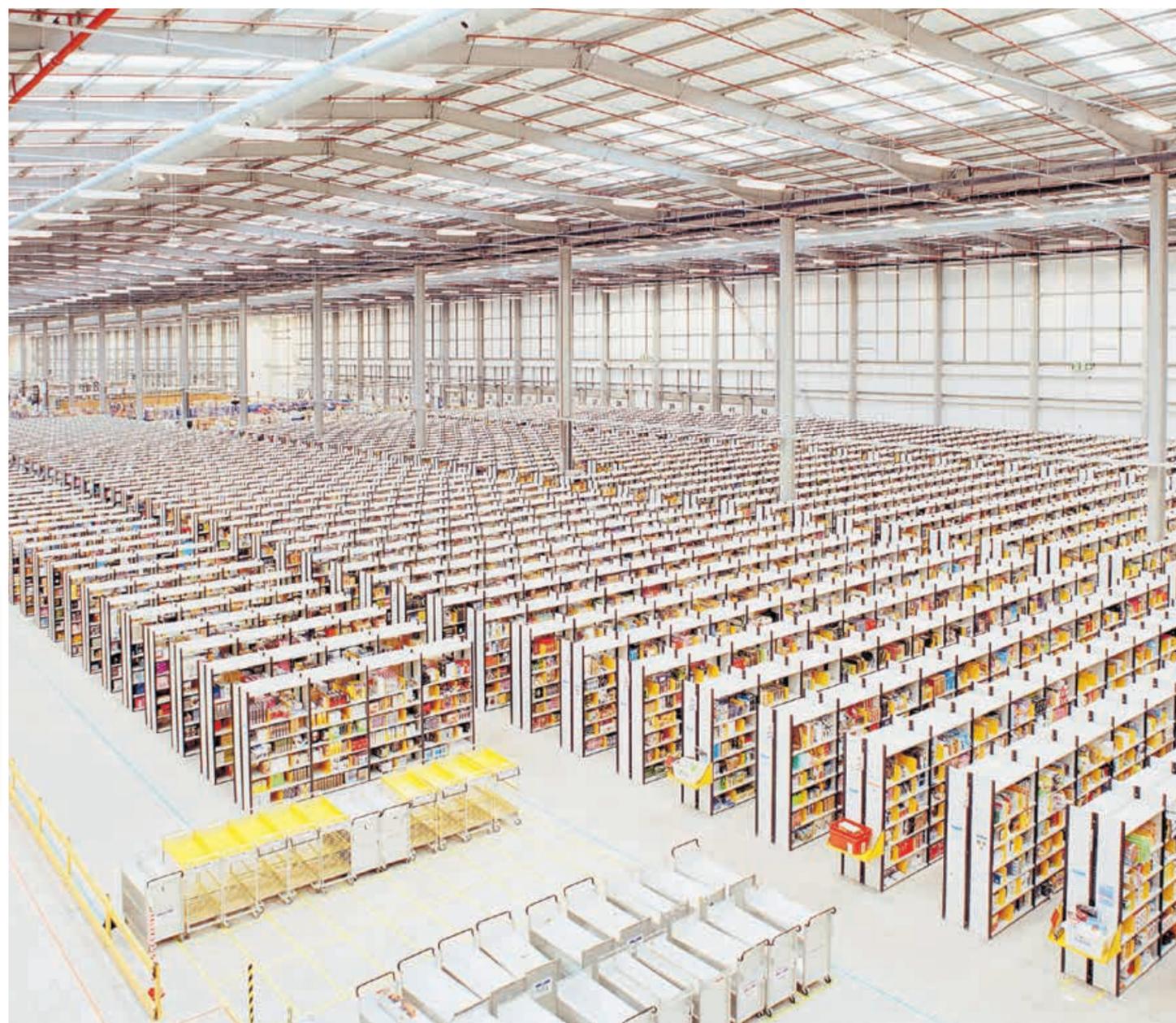
Die Zürcher Geschichtsprofessorin Monika Dommann forscht seit vielen Jahren zu diesem Thema und hat ihr Wissen nun gebündelt. Ihre zugänglich geschriebene «Geschichte der Logistik» leistet das Beste, was historische Forschung vermag: Sie zeigt, wie unsere Gegenwart entstand. In vier Kapiteln beleuchtet Dommann den

langen Weg, der zu dem immensen Geflecht an Lieferketten führte, in dem wir heute stecken. Dieses Dickicht, weiss man nach der Lektüre, ist nicht das Resultat einer kürzlich aus dem Ruder gelaufenen Hyperglobalisierung. Sondern die letzte Konsequenz von über zweihundert Jahre dauernden Bemühungen, Logistik immer effizienter zu machen, sprich: immer mehr Waren immer speditiver an immer mehr Männer und Frauen zu bringen.

Alles voller Warenlager

Dass Güter zu Menschen geliefert werden, ist nichts spezifisch Modernes. Doch solange die meisten Produkte in der nächsten Umgebung der Leute hergestellt wurden und aus der Ferne vor allem Luxusartikel ankamen, hielt sich der koordinative Aufwand für die Verteilung der Waren in Grenzen. Mit der industriellen Revolution änderte sich die Lage. Einerseits nahm die Warenproduktion im 19. Jahrhundert sprunghaft zu. Andererseits machten Eisenbahnen und Dampfschiffe jetzt auch den raschen Warenversand über grosse Distanzen möglich.

In dieser ersten Globalisierung wurde es wichtig, den Fluss der Waren zu planen. Wo aber Güter bewegt werden müssen, stehen sie manchmal auch still: Sie stapeln sich in Lagern, ehe sie über Speditoren ihre Reise zu den Konsumenten antreten. Und eben hier, beim Warenlager, setzt Dommann an, um die Entwicklung der Logistik vom 19. Jahrhundert bis in die Jetztzeit zu verfolgen. Den Strom der Güter «an den Orten ihres Stillstands» zu studieren, mag nach einer akademischen Volte zur Verkomplizierung des Themas klingen. Tatsächlich ist es ein kluger Zug, um eine abstrakte Materie wie «die Logistik» an konkreten Ausprägungen festzumachen - und damit auch zu zeigen, wie sie unseren Lebensraum mitgestaltet.



Im 19. Jahrhundert waren Lagerhallen omnipräsent. Besonders in England, meldete der Industriellensohn Friedrich Engels, bestünden manche Städte fast nur noch aus «Comtoiren und Warenlagern». Diese Gebäude fungierten auch als Statussymbole: Hatte Besitz früher vor allem in Ländereien bestanden, signalisierten jetzt Produkte und Vorräte den Reichtum von Personen - Vermögen hat «stofflichere Formen» angenommen, wie Dommann unter Rückgriff auf Michel Foucault schreibt. Bautechnisch gehörten viele dieser Vermögensspeicher zur Avantgarde. Riesige Getreidesilos, wie sie im amerikanischen Midwest entstanden, wurden zu Stilikonen, in Europa tüftelten herausragende Ingenieure an Lagerkonzepten. Der Schweizer Robert Maillart etwa schuf

eine pionierhafte Deckenkonstruktion, die in mehrstöckigen Lagern eine optimale Raumausnutzung ermöglichte. Nach diesem Muster wurde unter anderem 1924 das Zollfreilager in Zürich gebaut.

Heute leben auf diesem Areal urbane Menschen mit Kindern, von Warenflüssen ist nichts mehr zu sehen. Das ist typisch: In den letzten hundert Jahren hat die Logistik zwar dauernd an Bedeutung gewonnen, doch zugleich ist sie immer stärker aus dem Sichtfeld der Öffentlichkeit verschwunden. Das gilt jedenfalls für die Lager. Ab Mitte der 1950er Jahre wurden sie von den Städten aufs Land verlegt, an Orte, die viel Platz und Anschluss ans Verkehrsnetz boten. Eine der ersten dieser neuen, ebenerdigen Anlagen hat die Firma Philips 1958 im niederländischen Acht

errichtet, in der Schweiz folgte Coop bald dem Trend und schuf ein Zentrallager in Wangen - immer wieder bindet Dommann hiesige Entwicklungen in ihre international ausgerichtete Geschichte mit ein.

Japan, der Effizienzmeister

Ob Coop oder Philips: Ihre grossen Lager waren so konzipiert, dass die Waren möglichst schnell wieder aus ihnen herausgelangen konnten. Seit den 1920er Jahren war in den USA die Trägheit der Lagerhaltung beanstandet worden: Die Dinge lägen zu lange herum, manches geriet dabei ausser Mode, anderes würde vom Fortschritt überholt. Es gelte, so die wirtschaftswissenschaftliche Devise, die Produkte rasch in Umlauf zu bringen und der Lagerung die Passivität auszutreiben. Ziel

Ein Amazon-Lager, so gross wie neun Fussballfelder: Im englischen Rugeley warten Waren auf effiziente Abfertigung.

war eine permanente Vorwärtsbewegung, doch das war leichter verkündet als umgesetzt. Da sich die Verpackungsformate aller Güter unterschieden, hemmten in den Lagern allein schon Anlieferung, Einsortierung und Abtransport den Fluss.

Rettung kam vom Militär. Im Zweiten Weltkrieg entwickelte die US-Army eine normierte Transportplattform: das Palett, und dazu auch gleich den Gabelstapler - Waren fortzubewegen, wurde jetzt fast zum Kinderspiel. Durch den Krieg verbreiteten sich die Palette auf der ganzen Welt, und in Europa sorgten sie gar für neuen Zusammenhalt: 1961 einigten sich viele Länder, auch die Schweiz, auf ein Standardformat. Diese bis heute bekannte Europalette ist laut Dommann als «frühe materialisierte Repräsentation eines einheitlichen europäischen Transport- und Wirtschaftsraumes» zu sehen.

Wie sich Logistik über Kontinente hinweg durchsetzt, lässt sich auch auf der letzten Entwicklungsstufe verfolgen. Sie führt zunächst nach Japan. Dort dachte man die amerikanische Logik gewissermassen zu Ende: Wenn es darum geht, die Waren möglichst permanent im Fluss zu halten - wäre es dann nicht am besten, gar kein Lager zu haben? Darauf arbeiteten die Japaner vereinfacht gesagt hin, als sie in der Nachkriegszeit mit der «Kanban»-Methode eine neue Form der Autoherstellung erprobten. Benötigte Teile wurden in diesem Konzept nicht mehr wie bis anhin vorrätig gehalten, sondern je nach Bedarf gefertigt oder bestellt. Was die Produzenten brauchten, lag also nicht bei ihnen bereit, es ging «just in time» - gerade zur richtigen Zeit - bei ihnen ein.

Als Japan die Konkurrenz in der Autoherstellung überflügelte, wurde dieser Ansatz rasch zum weltweiten Standard. Ab den 1980er Jahren wollte jeder «just in time» geschäften, und bis in den 1990er Jahren die zweite grosse Globalisierung einsetzte, erschienen Vorräte und Puffer als vorgestrigte Konzepte. Lager hatten jetzt, wenn nicht inexistent, dann wenigstens so schlank wie möglich zu sein, während wachsende Ketten von Zulieferern immer rechtzeitig alles Benötigte schickten. Mehr Effizienz geht nicht. Nur hat mit der Effizienz auch die Fragilität den Gipfelpunkt erreicht: Ein einziges gerissenes Glied in der Kette kann alles stoppen.

Monika Dommann erzählt diese Geschichte hin zu Effizienz und Fragilität nicht chronologisch. Sie geht von vier Orten aus - das Philips-Lager in Acht ist einer davon - und dröseln von dort aus zentrale Entwicklungen auf. Das verleiht dem Buch eine anregende Lockerheit, hat aber auch manche Überschneidung und einige Lücken zur Folge. Der Schiffscontainer etwa erfährt im Unterschied zum Palett kaum Beachtung, was erstaunlich ist, wenn man seine Bedeutung für die Weltwirtschaft bedenkt: Erst der Container hat die Transportkosten derart gesenkt, dass es sich für den Westen zu lohnen begann, grosse Teile der Industrieproduktion nach Asien auszulagern. Man kann solche Leerstellen freilich auch positiv sehen: Offensichtlich ist die Geschichte der Logistik noch lange nicht fertig erzählt - man darf sich auf Fortsetzungen freuen.

Sozialer Status Die Journalistin Anna Mayr schreibt darüber, wie es ist, nicht mehr arm zu sein.

Kleiderpakete machen Leute

Anna Mayr: Geld spielt keine Rolle. Hanser 2023. 176 Seiten. um Fr. 33.-, E-Book 27.-.

Fabian Saner

«Wenn man Geld hat, muss man also akzeptieren, dass andere leiden, während es einem selbst gut geht.» Die «Zeit»-Journalistin Anna Mayr versammelt in ihrem Buch Kolumnen zum Geld, zum Geld, das sie früher nicht hatte und nun hat. Aus Preisschildern für Waren und Dienstleistungen, von der Katzentherapeutin bis zur Krankenversicherung, vom Baby-Badeanzug bis zum nachhaltig vertopften Weihnachtsbaum, schildert und mustert Mayr das eigene Verhalten, seitdem sie, «in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen», unmerklich in die Mittelschicht aufgestiegen ist. Sie redet sich dabei mit Verve aus der erarbeiteten Leistung heraus (was ihr als Schreiberin umso unterhaltsamer gelingt - Schreiben war ja auch das Eintrittsticket).

«Die meisten Menschen würden sich in einer gerechteren Gesellschaft wohler fühlen, aber die wenigsten tun etwas dafür, dass die Gesellschaft gerechter wird. Das liegt daran, dass sie beschäftigt sind. Sie müssen in Geschäften stehen und Kleidung anprobieren. Sie müssen den Überfluss verwalten, der ihr Verdienst ist.» Anna Mayr sitzt in ihrem Airbnb auf einer

griechischen Insel, während sie schreibt. Ihre Kolumnen umschiffen den Zynismus elegant, da sie sich zur genauen Selbstbeobachtung zwingt und diesen Zwang in stilvoller Prosa rhythmisiert.

Wer viel hat, dem ist vieles bekömmlich, und das emotionale wie intellektuelle Aushalten der Optionen ist nun doch auch eine demokratische Tugend. Gehen deshalb Demokratie und Marktwirtschaft Hand in Hand und lassen vergessen, dass das «Zeug» alles auf unbezahlter arbeitsteiliger Ausbeutung beruht? Hingegen wer wenig hat, hat keine Optionen, die er als Wahl der Einkäufe ausagieren oder als «Wohltätigkeit im Mistloch der Gnade ersaufen kann» (so Johann Heinrich Pestalozzi). Wer wenig hat, dem wird bestellt: Miete, Nebenkosten, Krankenkassenprämien, Essen, Kleidung und Körperhygiene, Mobilität, und weg ist der Vollzeittieflohn. Ihre Situation eigenverantwortlich zu verändern, Kern des bürgerlichen Subjektivitätswurfs, wird zur Karikatur; Zeitnot, Erschöpfung und Krankheiten hingegen zum Wegbegleiter.

«Es» haben verschafft in vielen (nicht allen) Fällen ein günstigeres Schicksal - Geld schafft also an (die Sorge anderer, oder: Distanz zu den eigenen Sorgen). Alltagsfreiheit schimmert als Wahlfreiheit in den bestellten Kleiderpaketen oder Katzentherapieangeboten. Dagegen



Auch der Überfluss bedeutet Arbeit.

ANNA
MAYR
GELD
SPIELT
KEINE
ROLLE

spielt Anna Mayr die Karte der bürgerlichen Tugendethik: Eine gewisse Härte der Selbstbefragung garantiert ein Gefühl des «Vorankommens» und damit Unabhängigkeit von aller Schlechtigkeit drumherum. Der daraus hervortretende Imperativ, nämlich an der richtigen Veränderung zu arbeiten, zerrinnt durch die Zeitnot, in die sie die Auswahl des besten Angebots derweil stürzt. Weil dieses Buch, wie es am Ende heisst, «nichts will» und doch vieles weiss, einiges zeigt und an sich selbst die Gleichzeitigkeit der Widersprüche durchdekliniert (und dies auch noch unterhaltsam), passt es als Selbstbild einer Generation.

Wo das Werkzeug Geld im Innehaben zum Fetisch Sicherheit geronnen ist, wird der immer durchdringendere Krisendiskurs für diejenigen innerhalb der Geldzonen eigentümlich folgenlos, keine Alltagserfahrung eben. «Zerrissenheit ist viel intimer als Wut», schreibt Anna Mayr. Ein Satz, der es trifft. Wirklich schlaue delegiert sie das Schwinden des Veränderungswillens an die zukünftige Fitness ihrer selbst. Wie werde ich sein, wenn ich (vielleicht) wirklich reich geworden bin und den Göüt der «Aufsteigerin» definitiv abgestreift haben werde? So betreibt dieses Buch Aufklärung in einer zeitgemässen Art: als Trainingslektion. Ich zeige es euch an mir, denn ich weiss: Dort wollt ihr es sehen. ●

Schweizer Geschichte Historiker und Journalist Yves Demuth recherchierte zu hiesigen Zwangsarbeiterinnen. Dabei gelang ihm ein bedeutender Archiv-Fund.

Eidgenössische Sklavenarbeit



Yves Demuth: Schweizer Zwangsarbeiterinnen. Eine unerzählte Geschichte der Nachkriegszeit. Beobachter-Edition 2023. 200 S., um Fr. 35.-

Von Linus Schöpfer

Der Staat, die Industrie, die Kirche: Sie alle profitierten. Sie profitierten von den jungen Frauen, die in Heimen untergebracht waren und in den Fabriken von früh bis spät arbeiten mussten.

Der Staat profitierte, weil er Sozialfälle loswurde. Die Industrie, weil sie billig zu Arbeitskräften kam. Die Kirche, weil sie als Aufseherin in den Heimen wirken und sich in einer bereits weitgehend säkularisierten Schweiz nochmals wichtig machen konnte. Auch durchtriebene Privatpersonen profitierten, indem sie Heime aufbauten und von den Löhnen der Arbeiterinnen überrissene Summen abzogen.

Der Historiker und «Beobachter»-Journalist Yves Demuth recherchierte zu den Zwangsarbeiterinnen - und machte dabei einen der bedeutendsten Schweizer Archiv-Funde der letzten Jahre. Demuth zeigt, wie in der Nachkriegszeit Hunderte weibliche hiesige Teenager in Fabriken arbeiten mussten. Prominentester Nutzniesser war Emil Bühler. Der Zürcher Waffenhändler und Kunstsammler besass in Dietfurt (SG) eine Textilfabrik, die von Zwangsarbeiterinnen am Laufen gehalten wurde. Aber auch das Uhrenunternehmen Asuag oder die Glarner Spinnerei-Dynastie Schuler beschäftigten Zwangsarbeit-

rinnen. Diese jungen Frauen stammten oft aus verarmten Familien oder unehelichen Verhältnissen. Ihre Tage in der Fabrik waren lang, Geld verdienten sie dennoch nur wenig oder gar nicht. Demuth kann anhand des Archivs der AHV nachweisen, wie die Löhne direkt an die Heimleiter weitergegeben wurden. Das war bereits damals ein Verstoß gegen das Gesetz.

Lehrreich sind auch jene Passagen, in denen der Autor die Heuchelei der offiziellen Schweiz blosslegt. Während das Land sich international als Kämpferin gegen die Zwangsarbeit aufspielte, erlaubte sie ebendiese Zwangsarbeit auf heimischem Boden bis weit in die siebziger Jahre hinein. Erschwert wurde die Aufklärung auch deshalb, weil beim Begriff «Zwangsarbeit» in erster Linie an die nationalsozialistische Vernichtungspolitik gedacht wurde. Erst mit Yves Demuths Recherche dürfte sich dies nun ändern. Denn auch wenn die jungen Frauen in den Heimen genügend zu essen hatten und sie an Sonntagnachmittagen etwas spazieren gehen durften: Zwangsarbeiterinnen waren sie trotzdem.

Kompositorisch ist das Buch nicht ganz geglückt. Demuth unterbricht seine chronologische Erzählung mit längeren Porträts von ehemaligen Zwangsarbeiterinnen. Diese Einschübe machen den historischen Skandal zwar nahbarer, zugleich stoppen sie jedoch den Lesefluss aufs Neue abrupt. Die Lektüre wird so zu einem disparaten Erlebnis. Im Vergleich zum historischen Verdienst des Autors ist das allerdings ein sehr vernachlässigbarer Einwand. ●

Philosophie Eine Studie über Ressentiments

Wiederkäufer mit scheelem Blick

Cynthia Fleury: Hier liegt Bitterkeit begraben.

Über Ressentiments und ihre Heilung. Aus dem Französischen von Andrea Hemminger. Suhrkamp Verlag 2023. 316 S., um Fr. 40.-

Von Florian Oegerli

Von Trump oder Bolsonaro bis hin zu Gruppierungen, die pauschal die «Eliten» diffamieren - seit einigen Jahren scheint es, als ob die Gegner der offenen Gesellschaft auf dem Vormarsch seien. In ihrem Buch sucht die französische Philosophin und Psychoanalytikerin Cynthia Fleury nach den Wurzeln dieses Übels.

Sie findet diese im Ressentiment, einer Emotion, die Individuen wie Gesellschaften heimsucht.

Für ihre Untersuchung setzt die Autorin auf Gewährsleute wie Scheler, Adorno oder Jankélévitch. Das Ressentiment glei-



che dem wiederholten Durchleben eines imaginierten Unrechts, das «wiedergekaut» werde: Das ständige Grübeln führt zu einem unstillbaren Groll. Wer sich auf diese Weise selbst vergiftet, so Fleury, sieht sich nur noch als Opfer. Der Grund der Klage rückt dabei in der Hintergrund.

Die Unzufriedenheit verlagert sich aufs diffuse Ganze: «Ziel des Ressentiments ist das Ende des Unterscheidungsvermögens.» Schuld sind die anderen, vor allem die da oben, während man selbst Unschuldslamm bleibt. Das führt zu den Vertretern von Nietzsches «Sklavenmoral» mit deren «scheelem Blick». Diese sehnen aus einem pervertierten Gleichheitsgedanken heraus eine Schwächung aller herbei. Damit verbunden ist eine Wertenumkehr: Wer erfolgreich ist, muss ein schlechter Mensch sein.

Erhellend sind die Abschnitte zum Thema Demokratie. Diese fördern das Ressentiment besonders stark, so Fleury.

Denn: Je mehr sich die Bedingungen angleichen, desto stärker verletzt selbst die geringste Ungleichheit das Auge, wie die Psychoanalytikerin in Anlehnung an de Tocqueville schreibt.

Damit will Fleury bestehendes Unrecht nicht kleinreden. Es geht ihr vielmehr um einen sich unpolitisch gebenden Egoismus, der sich stets zu kurz gekommen fühlt und leicht ins Demokratiefeindliche kippt. Hier fordert sie mehr politische Bildung, gehört doch die Enttäuschung gerade wegen deren Offenheit zur Demokratie dazu. Ergreift das Ressentiment die Macht, kann die Folge laut Fleury Faschismus sein: Menschen, die sich als schwach verstehen, wählen einen anderen Schwachen zum Führer.

Dass dieser zu seinem Ressentiment steht, macht ihn in ihren Augen zum starken Mann, dem sie sich unterwerfen. Etwas enttäuschend ist das Buch, wenn es um konkrete Lösungen geht. Es gelte, sich dem Universalismus zu öffnen, an-

statt in einer Opfer-Identität zu verharren, so Fleury. Ein Vorbild hierfür bietet ihr der postkoloniale Denker Frantz Fanon. Anders als Vertreter der Identitätspolitik definierte sich dieser gerade wegen der erlittenen Verletzungen bewusst nicht als schwarz, sondern als Mensch.

Unterdrückte sollen sich von der Erwartung auf Wiedergutmachung lösen, fordert die Autorin, auch wenn das bedeute, «das Risiko einzugehen, die Wunde selbst vernarben zu lassen». So könnten sie sich neu erfinden. Ob Cynthia Fleury damit Wutbürger überzeugen könnte, bleibt fraglich, ist jedoch auch nicht ihr Anspruch.

«Hier liegt Bitterkeit begraben. Über Ressentiments und ihre Heilung» ist ein lesenswertes Buch über ein gesellschaftliches Phänomen, das so schnell nicht wieder verschwinden dürfte.

Für die Lektüre sollte man einiges an Zeit und Konzentration mitbringen. Die Anstrengung lohnt sich. ●

Eine Pause für die Zwangsarbeiterinnen: Mittagessen im Appenzeller Lärchenheim, 1970.



Geschichte Der britische Historiker Timothy Garton Ash hat ein sehr persönliches Buch über Europa nach dem Zweiten Weltkrieg geschrieben

Warum der Kommunismus gut für den Westen war

Timothy Garton Ash: Europa. Eine persönliche Geschichte.

Aus dem Englischen von Andreas Wirthensohn. Hanser 2023, 448 Seiten, um Fr. 45,-, E-Book 41,-.

Von Holger Heimann

Als der «europäischste Brite, den es gibt» hat sich Timothy Garton Ash unlängst in einem Interview bezeichnet. Seine Faszination für den europäischen Kontinent, gepaart mit ausgeprägter Entdeckerlust, haben den Historiker zu einem der wichtigsten Kommentatoren und scharfsinnigsten Analytiker europäischer Entwicklungen gemacht.

Garton Ash hat seinen Platz nie nur am Schreibtisch, in Bibliotheken und Archiven gesehen. Ausgezeichnet mit dem feinen Gespür eines Reporters, war er oft genau dort, wo Geschichte strächtiges passierte. Jetzt hat er ein neues Buch vorgelegt, in dem er «eine persönliche Geschichte Europas» erzählt. Es ist eine spannende und anregende Mischung aus Memoiren und Geschichtsschreibung. Der Autor stützt sich dabei auf eigene Tagebücher und Notizhefte, auf Erinnerungen, Lektüren, Beobachtungen und Gespräche während des letzten halben Jahrhunderts.

Rechtfertigungen von Orbán

In seinem Buch betont Garton Ash die wichtige Rolle des Einzelnen. Er hat viele bedeutende Männer und Frauen getroffen, unter ihnen Michail Gorbatschow, Helmut Kohl, Margaret Thatcher und George Bush senior. Mit Václav Havel war er befreundet. Viktor Orbán war sein Student in Oxford, heute schreibt der zum Autokraten mutierte ungarische Ministerpräsident seinem früheren Lehrer Rechtfertigungsbriefe. Es sind allesamt Politiker, die Geschichte gemacht haben - und die gleichzeitig durch die Geschichte gemacht wurden. Das ist eine der zentralen Thesen des Buches, das von 1945 bis in die Gegenwart führt und in chronologischer Abfolge die Nachkriegszeit und die Nachkriegszeit in den Blick nimmt. Garton Ash zeigt, wie vor allem die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs, von totalitärer Herrschaft und Barbarei die Nachkriegspolitik bestimmt hat: «Persönliche Erinnerungen, angefangen mit denen an die Hölle, die sich die Europäer auf Erden geschaffen haben, gehören zu den stärksten Triebkräften für alles, was Europa seit 1945 getan hat und geworden ist.» Er nennt es trefflich «den Erinnerungsmotor».

Die Teilung des Kontinents hat Garton Ash nie als normal akzeptiert. Deshalb zieht es ihn schon in jungen Jahren dorthin, wo die feindlichen Machtblöcke aufeinandertreffen, und später von der innerdeutschen Mauerlinie weiter in den



Auf einem Podium in Berlin, zehn Jahre nach dem Mauerfall (v. l. n. r.): Timothy Garton Ash, Michail Gorbatschow, George Bush und Helmut Kohl.



Osten. Es ist die Region, auf die sich Garton Ash nun auch in seinem Buch konzentriert. Den Süden des Kontinents streift er nur. 1978 geht er für seine Doktorarbeit nach Westberlin, ab 1980 lebt er einige Monate im Ostteil der Stadt. Er fährt kreuz und quer durch Ostdeutschland und erkundet das gesamte östliche Europa. 1980 passiert er die Tore der Danziger Werft, wo die Streiks der Arbeiter und die Gründung der Solidarnosc-Gewerkschaft ein Jahrzehnt des politischen Wandels einleiten, das 1989 im Ende des Kommunismus in der sowjetischen Machtsphäre gipfelt.

Übermütiger Kapitalismus

Garton Ash gehörte nicht zu denen, die glaubten, dass der Osten den Kalten Krieg gewinnen würde. Die Probleme des real existierenden Sozialismus sah er schliesslich mit eigenen Augen. Und doch, so erkennt er, war es gerade die Überschätzung der Potenziale des Ostblocks, die den Westen voranbrachte. «Damit der Liberalismus gedeihen kann, darf es niemals nur Liberalismus geben», schreibt er. «Der westliche liberal-demokratische Kapitalismus hat sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gerade deshalb so gut entwickelt, weil er durch die harte ideologische Konkurrenz von Faschismus und Kommunismus herausgefordert wurde. Befreit von dieser Konkurrenz, wurde er faul, selbstverliebt und übermütig.»

Die Hybris hatte Folgen. Auf den überbordenden Optimismus nach dem Mauerfall folgte eine Zeit neuer Unsicherheit.

Seit 2008 taumelt Europa von einer Krise in die nächste. In Ungarn und Polen erlebt ein enttäuschter Autor die Demontage der Demokratie. Die Schocktherapie, der die Ostblockländer unterzogen wurden, beschreibt er als traumatische Erfahrung, die ein enormes Mass an Ungleichheit und Unzufriedenheit produzierte. Russland wiederum, das Garton Ash offen als «faschistisches Regime» charakterisiert, will zurück zu früheren Grenzen und hat einen neuen Krieg angezettelt. Garton Ash zeigt überzeugend, dass Putin immer schon die Sehnsucht angetrieben hat, «eine verlorene russische Grösse» wiederherzustellen. Die schöne Vorstellung davon, dass ein durch Gewalt gefügtes Reich seinen Kollaps hinnehmen würde, habe sich als Illusion erwiesen: «Was 1989 bis 1991 auf wundersame Weise nicht geschehen war, geschah dann 2022: Das Imperium schlug mit aller ihm zur Verfügung stehenden Gewalt zurück.»

Niemand weiss, ob Europa den zahlreichen Herausforderungen innerhalb und ausserhalb seiner Grenzen gewachsen ist. Sein neues Buch zeigt Timothy Garton Ash einmal mehr als Mann der nüchternen, klugen Analyse und zugleich als einen leidenschaftlichen Europäer, den die Idee von einem freien und ungeteilten Kontinent antreibt. Er führt eindrücklich vor Augen, dass die europäische Entwicklung seit 1945 - trotz allen Rückschlägen - eine Erfolgsgeschichte ist und dass es sich lohnt, das demokratische europäische Projekt zu verteidigen. ●



Fotografie Werner Bischofs frühe Farbexperimente sind erstmals zu sehen

Das kriegsversehrte Europa in Farbe

Wer heute nach Berlin fährt und auf der Wiese vor dem Reichstag Selfies macht, hat wohl keine Erinnerung daran, dass das Symbol deutscher Demokratie, ihrer Hoffnung und ihres Versagens, als Ruine inmitten eines Trümmerfeldes stand, das die Bombardements im Zweiten Weltkrieg übriggelassen hatten. Werner Bischof hat nach Kriegsende Europa bereist, um die Zerstörungen festzuhalten, die das nationalsozialistische Deutschland verursacht hatte. Die Fotografie, die er vom Reichstag geschossen hat, ist Symbol für das Ende der Diktatur und den vielleicht zaghaften Wunsch nach einer neuen, besseren Zukunft zugleich. Darauf, dass die Wunden ein Umdenken bedingen.

Der 1916 in Zürich geborene Fotograf war zutiefst Humanist. Er hatte bei Hans Finsler gelernt und wurde 1949 Mitglied der Fotoagentur Magnum, die Fotografie als sozialkritisches Medium verstand. Dazu wurde vor allem die Schwarz-Weiss-Fotografie eingesetzt. Farbe galt als anrüchiges Werbeinstrument, das überdies technisch so komplex zu handhaben war, dass Fotografen kaum kreativen Spielraum hatten.

Werner Bischof war einer der wenigen, die früh mit neuen technischen Möglichkeiten experimentierten. Der Verlag Conzett & Huber, der die Kulturzeitschrift «Du» herausgab, um für seine hohe Druckqualität zu werben, stattete Bischof mit einer amerikanischen Devin Tri-Color-Kamera aus, die ein Motiv nacheinander auf drei Glasplatten mit einem Rot-, Grün- und Blaufilter belichtete und so hochwertige Farbbilder ermöglichte. Werner Bischof hat damit von der Mode- über Akt- bis zu Landschaft- und Gebäudefotografie experimentiert. Kurze Zeit später wechselte er auf Rolleiflex- und Leica-Kameras, die einfachere Farbbildverfahren entwickelt hatten.

Diese Aufnahmen aus den vierziger und fünfziger Jahren bis zu seinem Unfalltod 1954 hat sein Sohn Marco im Archiv gefunden. In dem eindrücklichen Band ist nun zum ersten Mal eine Auswahl zu sehen. Sie zeigt, dass Bischof nicht einfach Farbbilder machte, sondern Farbe für seine Aussagen zu nutzen wusste. **Gerhard Mack** Ludovica Introini, Francesca Bernasconi (Hg.): Werner Bischof. Unseen Colour. Scheidegger & Spiess, Zürich 2023, 184 S., 102 Abb., Fr. 49.-.

Werner Bischof hat nach Kriegsende Europa bereist, um die Zerstörungen festzuhalten, die das nationalsozialistische Deutschland verursacht hatte.

Essay Warum sich der Historiker und Diplomat Paul Widmer um die Schweiz sorgt

Über die Einmaligkeit eines Landes

Paul Widmer: Die Schweiz ist anders – oder sie ist keine Schweiz mehr.
NZZ Libro 2023, 128 S., um Fr. 25.-

Von Felix E. Müller

Wenn der ehemalige Diplomat Paul Widmer ein historisch eingefärbtes Essay zur Schweiz mit dem Titel «Die Schweiz ist anders» schreibt, meint er nicht bloss dies. Anders auf ihre je eigene Art sind alle Länder. Doch Widmer meint: Die Schweiz ist einmalig. Sein Buch legt dar, wie er zu diesem Schluss kommt. Ein Kapitel über den Namen des Landes, um das es hier geht, liefert den wohl überraschendsten Beleg dafür. Die Schweiz weiss nicht einmal, wie sie sich nennen soll: Schweiz, die Schweiz, Eidgenossenschaft, Schweizer-

land, Confoederatio Helvetica, Helvetien – ein einmaliges Durcheinander.

Der Namenswirrwarr verweist auf die Entstehungsgeschichte der Schweiz, die langsam von unten gewachsen ist und so eine nur schwach ausgeprägte Zentralmacht kennt. Diese bringt nicht einmal den Willen auf, beim Landesnamen für Ordnung zu sorgen. Andere Wesensmerkmale sind für Widmer der Freiheitswille, der sich in einem starken Willen zur «Blockfreiheit» das Landes ausdrückt, aber auch in der Lebenshaltung des einzelnen Bürgers. Dass zwischen Boden- und Genfersee der Liberalismus mehrheitsfähig ist, ist eine Folge davon und weltweit eine Ausnahme. Natürlich nennt der Autor weiter die Neutralität als Alleinstellungsmerkmal sowie die Vielsprachigkeit und den ausgeprägten Föderalismus,

der sich gegen zu viel Kompetenzen in der Hand der Landesregierung wehrt.

Wussten wir nicht darum? Mag sein, aber Widmer befürchtet, dass nur noch diejenigen, die um die Einmaligkeit dieses Landes wissen, diese zu erkennen vermögen. Dieser Essay ist für die anderen gedacht. Denn der Historiker und Diplomat sorgt sich, wie sehr die Wertschätzung schwindet. Das Abschleifen des Föderalismus, die Zunahme von Kompetenzen der Bundesverwaltung, die schleichende Integration in das Rechtssystem der EU, die wachsenden Zweifel an der Relevanz der Neutralität: Bei all dem handelt es sich um ominöse Entwicklungen, welche die «Raison d'être» dieses Landes schwächen. Die Schweiz wäre dann, wie der zweite Teil des Titels besagt, «keine Schweiz mehr», nur noch ein Land wie jedes andere. ●



Radikalisierung Die Extremismusforscherin Julia Ebner macht sich inkognito auf die digitale Lauer

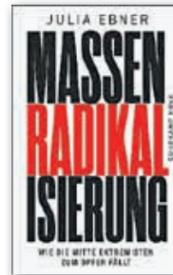
Unter Querdenkern

Julia Ebner: Massenradikalisierung. Wie die Mitte Extremisten zum Opfer fällt.
Suhrkamp 2023, um Fr. 30.-, E-Book 21.-

Von Sacha Batthyany

Es gab schon immer Extremisten, die sich in Verschwörungstheorien verloren, nur sassen sie früher entweder allein bei sich im Keller oder versuchten am Stammtisch im Restaurant andere Anwesende von ihren abstrusen Gedanken zu überzeugen.

Heute hingegen sei die Radikalisierung «ein Massenphänomen», die sozialen Netzwerke seien Brandbeschleuniger und Multiplikationsmaschinen in einem, schreibt die Extremismusforscherin Julia Ebner in ihrem Sachbuch «Massenradika-



lisierung». Man sehe das an Corona, am Sturm aufs Capitol und am Ukraine-Krieg: Die Radikalisierung, so Ebner, sei in der breiten Mitte angekommen.

Die grosse Stärke dieses Buches ist Ebners Vorgehen, das an den Journalisten Günter Wallraff erinnert. Wie er, der sich zu Recherchezwecken etwa als türkischer Gastarbeiter ausgab, nennt sich Ebner bald Claire Lafeuille und mimt eine französische Klimawandel-Leugnerin, bald ist sie eine Bayerin mit russischen Wurzeln namens Mary Petrova. Fünf Jahre macht sie sich inkognito auf die digitale Lauer, steigt in die hintersten Winkel des Internets, erhält Zugang zu Telegram-Gruppen, die sie als Gleichgesinnte wännen. Es sind die lesenswertesten Passagen des Buches – und die deprimierendsten.

Den Hass und die Wut, auf den sie in solchen Gruppen stösst, das Ausmass an Misogynie, Rassismus und antidemokratischem Furor, ist erschütternd. Doch die Lösungen, die Ebner präsentiert, mit denen sich diese «Demokratie zersetzenden Bewegungen» stoppen lassen, sind etwas gar zahnlos und vorhersehbar.

Sie will den Dialog fördern, man müsse auf Andersdenkende zugehen. Das Bildungssystem müsse gestärkt werden, die Medien- und Digitalkompetenz gelte es zu fördern. Um dem Heer an Querdenkern entgegenzutreten, brauche es mehr Regulierung, mehr Absprachen zwischen Politik und Tech-Giganten. Websites, die Fakten checken, sollen Verschwörungstheorien im Keim ersticken. Aber ob das reicht? Wohl kaum. ●

Afrika Dipo Faloyin erklärt, warum der Kontinent mehr Differenzierung verdient hat

Armut oder Safari, dazwischen nichts

Dipo Faloyin: Afrika ist kein Land

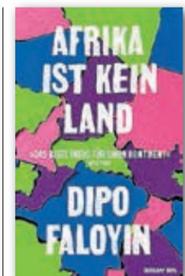
Suhrkamp 2023, 400 S., um Fr. 30.-

Von Valeria Heintges

Afrika ist ein Kontinent mit 54 Ländern, 2000 Sprachen und 1,4 Milliarden Menschen. Doch wer davon spricht, sieht nicht die Vielfalt, sondern Klischees. «Armut oder Safari, und dazwischen nichts.» Auf diese Formel bringt es Dipo Faloyin in seinem Buch, das sein Programm im Titel trägt: «Afrika ist kein Land». Darin zeigt der Autor des Magazins «Vice», wie diskriminierend, armselig und unzutreffend diese Klischees sind.

Faloyin schreibt nicht mit Wut oder Verzweiflung, sondern mit Ironie, Satire

und Herzblut (und leider zuweilen auch etwas repetitiv). Genüsslich entlarvt er das Spendenkampagnen-Topos vom leidenden Afrikaner, der nur mithilfe des weissen Mannes und der weissen Frau aus der Misere finden kann. Der singend und Speer-schwingend durch Pop-Kultur, Filme, Literatur und Medien tanzt. Er schaut den Herren über die Schulter, die auf der Berliner Konferenz 1884 als Repräsentanten von 14 Nationen den Kontinent untereinander aufteilten. Nicht entlang von topografischen oder gesellschaftlichen Gegebenheiten, sondern mit dem Lineal. Zweihundert ethnische Gruppen wurden auf mehrere Länder aufgeteilt, Weidegebiete entzwei geschnitten. Plötzlich waren Lebensarten, die Jahrhunderte überdauert hatten, nicht mehr möglich.



Mit diesen falschen Grenzen starteten die Länder nach ihrer späten Unabhängigkeit auf den holprigen Weg zur Staatswerdung. Oft genug wurden sie dabei zum Spielball im Kalten Krieg im Kampf um Macht und Rohstoffe, wie Faloyin im Kapitel «Die Geschichte der Demokratie in sieben Diktaturen» aufzeigt.

Nach der Lektüre des Buches wird man eine eindeutige Meinung zum Streit um die Benin-Bronzen haben, sich den Film «Black Panther» anschauen wollen, eine Reise nach Lagos planen, dieser wilden, vibrierenden Stadt mit ihren 16 Millionen Einwohnern, in der Faloyin aufwuchs. Und einen differenzierteren Blick auf einen Kontinent und seine Menschen haben, die diesen differenzierteren Blick längst verdient haben. ●

Osteuropa Der amerikanische Historiker und Schriftsteller Jacob Mikanowski legt eine fulminante Kulturgeschichte vor

Auf den Spuren der Vorfahren

Jacob Mikanowski: Adieu, Osteuropa. Kulturgeschichte einer verschwundenen Welt. Aus dem Englischen von Andreas Wirthensohn. Rowohlt Berlin 2023, 512 S., um Fr. 50.-, E-Book Fr. 30.-

Von Victor Mauer

1989 veränderte der Bürgerfrühling in Mittel- und Osteuropa das Gesicht eines ganzen Kontinents. Seine unmittelbaren Ursprünge reichten fast ein Jahrzehnt zurück, als auf der Danziger Lenin-Werft ein neues Kapitel der Weltgeschichte aufgeschlagen wurde. Es war einer jener Momente, in denen sich Hoffnung und Historie aufeinander reimen. Eine Dekade später wurde der Begriff der Revolution als gewaltfreier Prozess des System- und Regierungswechsels neu erfunden. Viele glaubten, die liberale Demokratie mit den Idealen individueller Freiheit, straflosem Widerspruch und Zugang zur Rechtsprechung sei fortan auch in Osteuropa ein konkurrenzloses Modell.

Bestätigt hat sich die Prognose allerdings nicht. Denn der postnationale Liberalismus rief eine antiliberalen Revolte auf den Plan, die für sich die exklusive Verfügungsgewalt darüber beanspruchte, was nationale Tradition und nationale Identität sei. Osteuropa war reicher als in den Wendejahren, aber voller Verbitterung. So gesehen war die nachahmende Revolution von 1989 verantwortlich für die illiberale Konterrevolution, die sich zwei Jahrzehnte später Bahn brach.

Laboratorium der Moderne

Dass das westliche Modell seine Strahlkraft in Osteuropa indes nicht vollends verloren hat, zeigen die Reaktionen auf den russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine im vergangenen Jahr. In einer sonderbaren Volte der Geschichte wird das komplexe Erbe aus verschiedenen Imperien, werden Spaltungen und vermeintlich unüberbrückbare Unterschiede quasi über Nacht beseitigt.

Existiert Osteuropa als Ganzes also gar nicht, wie Jacob Mikanowski gleich am Anfang des Prologs zu seiner fulminanten Kulturgeschichte konstatiert? Tatsächlich präsentiert der Sohn polnischer Eltern, der als Amerikaner in den Vereinigten Staaten aufwuchs, den Raum zwischen Estland im Norden und Albanien im Süden, zwischen Tschechien im Westen und der Ukraine im Osten als Grenzgesellschaft im Wandel und Pulverfass tödlicher Animositäten, als Zufluchtsort für religiöse Aussenseiter und Ketzer, als Experimentierfeld für Ideologien und Laboratorium der Moderne.

Gerade weil die permanente Bewegung von Menschen, Religionen und Ideen das einzig beständige Prinzip zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und der Adria war, waren Religion, Ethnie und Klasse in Osteuropa nie streng voneinander getrennt. Und so verwundert es



Ein neues Kapitel der Weltgeschichte: Lech Walesa spricht am 26. August 1980 in Danzig zu streikenden Werftarbeitern.

kaum, dass Mikanowski die Geschichte Osteuropas weniger als Geschichte von Nationen und Staaten, sondern eher als Geschichte konkurrierender Glaubenssysteme versteht, weniger als Geschichte von Königen und Kaisern, Armeen der Achsenmächte und der Alliierten, sondern als eine Geschichte von Menschen, die das Aufeinanderprallen von Imperien und Ideologien unmittelbar und am eigenen Leib erfahren haben.

Herausgekommen ist wie so häufig im Genre der Kulturgeschichte eine fragmentierte Erzählung, die sich der Erkundung von Lebensformen und subjektiven Befindlichkeiten jenseits von Eliten und hegemonialen Machtstrukturen verschreibt. Deshalb aber wie einst der Bielefelder Patriarch der Sozialgeschichte Hans-Ulrich Wehler von einem «biederen Hirsebrei der Alltagsgeschichte» zu sprechen, würde Mikanowskis differenzierter Collage von Menschen, Orten und Ideen nicht gerecht.

Jacob Mikanowskis Entdeckungsreise widmet sich zunächst der längst verschwundenen religiösen Vielfalt Osteuropas. Hier hielt sich das Heidentum um einiges länger als anderswo auf dem Kontinent; hier fand die erste Spaltung des Christentums statt; hier schlug der Islam durch eindringende Türken und Tataren Wurzeln; und hier lud auch das Osmanische Reich aus dem Spanischen Königreich vertriebene Juden ein, sich in seinen grossen Städten niederzulassen. Wo Christentum, Islam und Judentum aufeinandertrafen, war es für jede der drei Religionen schwer, einen einheitlichen Glauben zu etablieren. Auch deshalb blieb



Raum für alternative Glaubensformen, die das Selbstverständnis der Region für Jahrhunderte prägten.

Schlachtfeld der Politik

Zum Schachbrett der Völker wurde die Region mit den Grossreichen der Osmanen, der Russen und der Habsburger. Sie sorgten dafür, dass Osteuropa Teil von Imperien, nie aber deren Zentrum war. Während die Imperien im Gefolge des Ersten Weltkriegs zerfielen, entstanden neue Formen gesellschaftlicher Organisation, die meist genauso schnell wieder verschwanden. Ihnen spürt Mikanowski ebenso akribisch nach wie den tiefen Verwerfungen aus Krieg, Völkermord, Stalinismus und Sozialismus im 20. Jahrhundert.

Bisweilen verschwimmen die grossen Linien im Klein-Klein regionaler Besonderheiten. Immer aber bewegt Mikanowski sich auf der Höhe der internationalen Forschung, etwa wenn er darauf hinweist, dass das Überleben verfolgter Juden nach der Ermordung der Mehrheit der drei Millionen polnischen Juden in den deutschen Vernichtungslagern unmittelbar von der Gunst und Ungunst ihrer polnischen Nachbarn abhing. Dieser Befund ist Ausdruck eines alles andere als leichten Erbes. Auch deshalb konnte die Geschichte in Teilen Mittel- und Osteuropas erneut zum Schlachtfeld der Politik werden. Ob die Menschen etwas aus ihr lernen, mag vor diesem Hintergrund durchaus bezweifelt werden. So gesehen ist Jacob Mikanowskis Buch auch ein Plädoyer gegen den Griff in die geschichtspolitische Schublade. ●

Philosophie Die «Gespräche» des Konfuzius zählen zu den Klassikern der Weltliteratur. Der Sinologe Hans van Ess legt nun eine umfassende Neuübersetzung vor. Sie liest sich als Anleitung zum rechten Handeln

Der Edle arbeitet an sich, um die Welt zu ordnen

Konfuzius: Gespräche. Neu übersetzt und erläutert von Hans van Ess. C. H. Beck 2023, 816 S., um Fr. 68.-.

Von Manfred Papst

Die Gespräche des Konfuzius zählen zum Kanon der chinesischen Literatur. Gemäss der Tradition wurden sie von den Schülern des Meisters, der vermutlich von 551 bis 479 v. Chr. lebte, aufgezeichnet; neuere Studien nehmen jedoch eine deutlich spätere Entstehungszeit an. In der uns heute bekannten Form wurde das «Lun Yu» im ersten nachchristlichen Jahrhundert aus drei älteren Quellen kompiliert, redigiert und kommentiert; es besteht aus Lehrsätzen, Fragen und kurzen Geschichten, die Konfuzius seinen rund 25 Schülern unterbreitet haben soll, aber auch aus Diskussionen unter diesen Schülern.

Die Ursprünge der konfuzianischen Analekten oder Aussprüche liegen im Dunkeln und stellen die Forschung vor ähnliche Rätsel wie die biblischen Schriften. Unbestritten ist indes - wie bei diesen - der kaum zu überschätzende Einfluss, den sie während zweier Jahrtausende auf die Gesellschaft, in der und für die sie entstanden waren, ausübten.

Regelwerk für Beamte

Wie Sokrates und Jesus hat Konfuzius kein von ihm selbst verfasstes Werk hinterlassen. Erst nach seinem Tod gewann seine Lehre an Bedeutung. Zu seinen Lebzeiten war er dagegen bemerkenswert erfolglos. Als Angehöriger des verarmten Adels und in einer Zeit des Verfalls der alten Staats- und Gesellschaftsordnung gehörte er zur Gruppe der wandernden Gelehrten, die durchs Land zogen und versuchten, einzelne Fürsten für ihre politischen Ideen

zu gewinnen. Daneben unterrichtete er Schüler, von denen einige später die Beamtenlaufbahn einschlugen.

Die Essenz seiner Lehre lässt sich so zusammenfassen: Der Mensch muss lernen, um sich zu vervollkommen und sich dadurch in die Lage zu versetzen, die Welt um ihn herum zu ordnen und zu gestalten. Er muss eine Welt, die in Unordnung geraten ist, wieder in einen Zustand der Harmonie versetzen, in dem sich die Menschen wohlfühlen, in dem sie respektvoll miteinander umgehen und in dem die Eintracht den Kriegszustand überwindet.

Seinen eigenen Lebensweg hat Konfuzius (so die latinisierte Form von Kong Qiu oder Kong Fuzi, in älteren Umschriften Kungfutse) im «Lun Yu» 2.4 wie folgt beschrieben: «Mit 15 war mein Sinn auf das Lernen gerichtet. Mit 30 stand ich fest. Mit 40 irrte ich nicht mehr. Mit 50 kannte ich die Bestimmung des Himmels. Mit 60 gehörten mir meine Ohren. Mit 70 konnte ich das tun, was mein Herz begehrte, übertrat aber nicht das Mass.»

Die konfuzianische Lehre war im chinesischen Reich, das seit seiner Einigung ums Jahr 200 v. Chr. zum bürokratischen Staat schlechthin geworden war, omnipräsent. Wer als Beamter Karriere machen wollte, musste eine mehrstufige Selektion durchlaufen, in der das «Lun Yu» des Konfuzius sowie die noch älteren Schriften wie das «Buch der Urkunden» und das «Buch der Lieder», die er angeblich redigiert hatte, den Prüfungstoff abgaben. Das angehende Staatspersonal musste die konfuzianischen Texte auswendig können, es musste sie interpretieren und kommentieren. Alle politischen Entscheidungen wurden mit Zitaten aus den konfuzianischen Texten begründet. Diese sind, weil sie oft den Charakter von Merksprüchen haben, zu einem festen Be-

standteil des chinesischen Sprachschatzes geworden. Auch in Japan, Korea und Vietnam hat der Konfuzianismus eine wichtige Rolle gespielt.

Das Werk der Missionare

In den europäischen Sprachen umspannt die Geschichte des «Lun Yu» zwar nicht Jahrtausende, aber immerhin Jahrhunderte. Seit die Jesuitenmissionare am Hof das Werk 1687 erstmals ins Lateinische übertragen, ist es immer wieder übersetzt worden. Entscheidend für den deutschen Sprachraum wurde die 1910 erschienene Übertragung des evangelischen Theologen, Missionars und Sinologen Richard Wilhelm (1873-1930). Er war ein bedeutender Brückenbauer, der sowohl das Weisheitsbuch «I Ging» als auch die konfuzianischen und taoistischen Klassiker (Laozi, Zhuangzi, Liezi) ins Deutsche übersetzte. Seine im Diederichs-Verlag immer wieder aufgelegten Bücher wirkten weit über Fachkreise hinaus und haben grosse Meriten. Nicht zu übersehen ist allerdings, dass Wilhelm (wie vor ihm der Brite James Legge mit seiner für den angelsächsischen Sprachraum prägenden Übersetzung) eine christlich-humanistische Terminologie auf die chinesische Philosophie anwandte, die dieser nicht immer gerecht wird.

Das haben schon andere deutsche Übersetzer nach Wilhelm so gesehen; keiner aber ist die Sache so gründlich angegangen wie der an der Ludwig-Maximilians-Universität München lehrende Sinologe Hans van Ess. Er legt eine Übertragung der konfuzianischen Gespräche vor, die neue Massstäbe setzt. Sie enthält den chinesischen Urtext der meist knappen, nur wenige Zeilen umfassenden Aussprüche mit einer möglichst exakten deutschen Übersetzung und einer eingehenden, allgemeinverständlichen Aus-

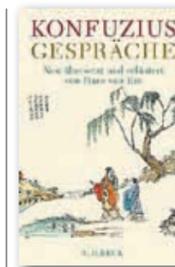


Von Konfuzius (551-479 v. Chr.) sind keine authentischen Abbildungen überliefert. In den stereotypen Porträts aus späteren Jahrhunderten wird er meist mit Kappe, markanten Brauen, spitzem Bart und besticktem Gewand dargestellt. (Paris, Bibliothèque nationale, 18. Jh.)

legung des Inhalts, die auch ältere chinesische Kommentare einarbeitet und die Aussagen kontextualisiert; die philologischen Erläuterungen dagegen sind in den Anmerkungsapparaten ausgelagert, so dass auch geneigte Laien den Gedanken des Autors folgen können, ohne in einer Flut von Details zu ertrinken. Eine gut strukturierte Einleitung von 80 Seiten teilt zudem mit, was man zur Textgeschichte und zum historischen Hintergrund, zu den unterschiedlichen konfuzianischen Schulen, zur gewählten Terminologie und zu weiteren Fragen wissen muss. Wer sich inskünftig vertieft mit Konfuzius befassen will, kommt um diese eindrucksvolle Edition nicht herum - vor allem, weil

sie zeigt, dass man das «Lun Yu» nicht nur als Sammlung heterogener Aphorismen lesen kann, sondern auch als systematisches Werk. Van Ess vertritt mit guten Argumenten die These, dass die im ersten nachchristlichen Jahrhundert getroffene Gruppierung der Sprüche in 20 Kapitel eine ordnende Hand verrät.

Wer mit Richard Wilhelms klassischer Übertragung vertraut ist, muss sich mit der weniger eingängigen, moderneren Wiedergabe von Hans van Ess freilich erst einmal anfreunden. Aus dem zentralen Begriff «ren», der gemeinhin mit «Menschlichkeit» oder «Güte» übersetzt wird, macht sie zum Beispiel «Sensibilität». Wie soll nun ein Beamter reagieren: gütig (was



einen christlichen Beiklang hat und ein gewisses Gefälle verrät) oder sensibel? Van Ess macht geltend, dass das chinesische Zeichen für «ren», das aus den Teilen «Mensch» und «zwei» besteht, auf eine soziale Kompetenz zielt, mithin auf eine praktische Fähigkeit, die, wie Konfuzius selbst sagt, auch einem edlen Menschen abgehen kann, und nicht bloss auf eine Grundtugend.

Freiheit und Verantwortung

Neben «ren» sind «de» und «li» die beiden weiteren Grundbegriffe der konfuzianischen Lehre. Meist werden sie mit «Tugend» und «Riten» übersetzt. Van Ess dagegen plädiert dafür, «de» (im Sinn der lateinischen «virtus») als Tatkraft oder Haltung zu verstehen. Und zu den «Riten» führt er aus, dass dies zwar der ursprüngliche Sinn des Wortes «li» sei, jedoch schon zur Zeit des Konfuzius nicht mehr archaische Rituale beschrieben habe, sondern zeremonielle Gebote und meist einfach Regeln von Anstand und Sitte.

In der Neuübersetzung von Hans van Ess tritt Konfuzius uns als Sozialphilosoph entgegen, der auch unserer Zeit noch viel zu sagen hat. Seine Überlegungen erinnern in manchem an diejenigen, die Hans Jonas (1903-1993) in seinem Hauptwerk «Das Prinzip Verantwortung» dargelegt hat. Gewiss war er ein Konservativer, und wenn man seinen Ordnungsbegriff mit den anarchischen Utopien der Taoisten vergleicht, ist man versucht, ihn dem rechten Lager zuzuordnen. Aber einem Untertanenstaat hat er nicht das Wort geredet; vielmehr hat er den freien, aufs lebenslange Lernen erpichten und ums Wohl der Gemeinschaft bemühten Menschen ins Zentrum seiner Überlegungen gestellt. Als nüchterner, bedächtiger Aufklärer ist er keineswegs unzeitgemäss. ●

Frauengeschichte Zwei Mittelalter-Historikerinnen erzählen von Macht und Status der Nonnen im späten Mittelalter und lassen diese dabei selbst zu Worte kommen

Stimmen aus dem Kloster

Henrike Lähnemann, Eva Schlottheuber:
Unerhörte Frauen. Die Netzwerke der Nonnen im Mittelalter.
Propyläen, Ullstein Buchverlage, Berlin
2023. 224 Seiten, um Fr. 40.-

Von Kathrin Meier-Rust

Nun, da ihre Lebensform aus Europa verschwindet, liest man allenthalben von aufmüpfigen Nonnen. Sie wehren sich gegen vom Vatikan angeordnete Versetzungen oder weil sie, wie etwa in Pienza in Italien, selbst und direkt mit der Öffentlichkeit kommunizieren wollen, und zwar über Facebook. Und auch die 78-jährige Schwester Scolastica, die letzte Nonne von Wonnenstein im Kanton Appenzel, möchte selbst bestimmen, wo sie ihren Lebensabend verbringt. Seit Jahrzehnten schienen geistliche Frauen aus der Zeit gefallen, machtlos, unverstanden, unerhört. Nun benehmen sie sich plötzlich wieder unerhört im Sinne von rebellisch.

Mit dem «Unerhört»-Bedeutungsspiel im Titel ihres Buches möchten zwei Historikerinnen von Wirkmacht und Status der geistlichen Frauen im Mittelalter erzählen.

Eva Schlottheuber, Professorin für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Düsseldorf, hat das Tagebuch einer Nonne aus dem Heilig-Kreuz-Kloster bei Braunschweig zugänglich gemacht: Von 1484 bis 1507, also mehr als zwanzig Jahre lang, notiert hier eine anonyme Zisterzienserin in höchst lebendiger Weise alles, was im Alltag ihres Klosterlebens passiert und was die Nonnen bewegt. Henrike Lähnemann, die an der Universität Oxford lehrt, hat die Bild- und Vorstellungswelten von Nonnen anhand der Andachtsbücher der Zisterzienserinnen im Kloster Medingen untersucht. Beide Forscherinnen stützen sich zudem auf eine Sammlung von 1800 Briefen aus der Zeit von 1460 bis 1560 aus dem Archiv der Benediktinerinnen des Klosters Lüne bei Lüneburg.

Klausur als Schutzraum

Alle diese Quellen beleuchten mithin die Zeit um 1500, das heisst an der Grenze zwischen spätem Mittelalter und früher Neuzeit. Alle stammen sie aus Frauenklöstern in Norddeutschland, die dann im Zuge der Reformation teils aufgelöst wurden, teils als evangelische Gemeinschaften weiterbestanden. Die Autorinnen ordnen ihr reiches Material kapitelweise verschiedenen Themen zu - Ausbildung, Familie, Musik, Reformen und vielem mehr -, lassen darin aber vor allem die Klosterfrauen selbst zu Worte kommen, um «möglichst viele der vergessenen Stimmen wieder hörbar» zu machen.

Ein zentrales Thema ist die Klausur, die Absonderung von der Welt auf Lebenszeit, die wir Heutigen nur noch als Gefängnis begreifen können. Bis ins kleinste Detail war im Frauenkloster jeder Kontakt zur Aussenwelt geregelt, zur Herkunftsfamilie oder zum Beichtvater etwa, und selbst zur



Ausschnitt aus dem Auferstehungsaltar der Meister von Liesborn.

Teilnahme an der Messe: Nonnen hatten einen eigenen, exklusiven Zugang zu ihrem «Nonnenchor» hoch oben in der Kirche, wo das Kirchenvolk sie nicht sehen, aber ihren Gesang hören konnte.

Die Nonnen selbst empfanden damals diese Barriere zur Aussenwelt viel weniger als Zwang denn als Schutz. Das wird zum Beispiel deutlich, als es in Braunschweig zu kriegerischen Auseinandersetzungen kam und die Nonnen beschworen wurden, zu ihrem eigenen Schutze in die Stadt zu flüchten. Sie evakuierten zwar ihr Bettzeug und ihre Schleier - weigerten sich aber selbst lange, die Klausur zu brechen. Als sie es schliesslich doch taten, so war dies Anlass für viel Beten, Weinen und Klagen. Nur «mit Gottes Hilfe und durch die Intervention Mariens» hätten sie dieses schutzlose Exil unbeschadet überstanden, schreibt die Tagebuchschreiberin.

Gerade in der Klausur sahen die Frauen mithin einen Schutzraum für ihre innere Welt der Meditation und Kontemplation - eine Idee, die mit dem Kloster-Retreat für Gestresste dem heutigen Zeitgeist wieder nähergekommen ist.

Auch die Jungfräulichkeit und der besondere Zugang zu Gott, den sie ermöglicht, waren damals hochangesehen. Die «Bräute Christi» galten als Mittlerinnen zwischen Welt und Gott. Zu ihrem hohen Status trug auch die für Frauen damals einzigartige Bildung bei. Die Mädchen, die meist schon mit 6 oder 7 Jahren ins Kloster kamen, erhielten eine bis zu 10 Jahre dauernde Ausbildung: zunächst in Lesen und Schreiben, dann in Latein, Theologie und Musik, dazu kamen praktische Fächer wie Krankenpflege, Wirtschaftsführung oder auch das Kunsthandwerk. Letzteres etwa in Form von prachtvollen, intellektuell und spirituell höchst elaborierten Wand-

teppichen, die im Anhang des Buches abgebildet werden.

Die Macht der Nonnen

Eine oder auch mehrere ihrer Töchter ins Kloster zu geben, war für adlige Familien wie für Patrizier deshalb hochattraktiv. Ganz abgesehen davon, dass man sich damit natürlich die teure Mitgift ersparte. Bis zur Pest im 14. Jahrhundert wurden rund die Hälfte aller adeligen Kinder fürs Kloster bestimmt, es gab über Jahrhunderte ebenso viele Nonnen wie Mönche. Klöster waren damit eng in ein Netzwerk von lokalen Mächtigen eingebunden, oft über Generationen, und die Nonnen besaßen entsprechende Autorität und Macht.

Fürsorge für Kranke und Sterbende galt von Anfang an als Kernaufgabe von Frauenklöstern, oft wurden sie zu diesem Zwecke gegründet. Auch aus Lüne und Braunschweig erfahren wir viel über die Naturheilkunde, wie sie in Frauenklöstern über Jahrhunderte praktiziert wurde. Als Anfang 1507 eine Pestwelle Braunschweig erreichte, beschreibt die Tagebuchschreiberin ihr Vordringen bis ins Kloster: «Die Mädchen, Knechte und viele Mägdle starben daran. Zu Pfingsten starb unser Bäcker.» Als Nächstes überwinden die Pestbakterien die Klausur: Zwei Nonnen sterben, eine von ihnen gerade 16 Jahre alt. «Dann starben unser Unterbäcker und der Scholar Herrmann mitten in der Nacht...» Und hier bricht das Tagebuch nach 23 Jahren mitten im Satz ab - offensichtlich starb auch die Tagebuchschreiberin selbst an der Pest.

Selten waren Frauenstimmen aus dem Mittelalter so unvermittelt zu hören wie in diesem Buch über gläubige, streitbare, gelehrte und unerhörte Nonnen. ●

Politik Antirassisten, LGBTQ und Feministinnen hätten dem Finanzkapitalismus zum Durchbruch verholfen, schreibt die Feministin Nancy Fraser in ihrer Streitschrift für den Sozialismus

Je älter der Kapitalismus wird, desto grösser ist seine Gier

Nancy Fraser: Der Allesfresser. Wie der Kapitalismus seine Grundlagen verschlingt.
Aus dem Englischen von Andreas Wirthensohn. Suhrkamp 2023. 282 S., Fr. 30.-

Von Urs Hafner

Keine Spur von Milde und Müdigkeit. Zorniger denn je seziert Nancy Fraser in ihrer Streitschrift «Der Allesfresser» den Kapitalismus, der uns in die fast ausweglose Klimakatastrophe geführt habe. Die amerikanische Philosophin skizziert aber einen rettenden Pfad: den Sozialismus.

Oft wird «Kapitalismus» als Schlagwort für ein böses oder innovatives Wirtschaftssystem gebraucht, je nach politischer Haltung. Noch öfter bleibt vage, was damit gemeint ist. Nicht so bei Fraser. Sie definiert Kapitalismus als Gesellschaftsordnung, die seit dem 16. Jahrhundert in immer neuer Gestalt auftritt, vom Handelskapitalismus über den liberal-kolonialen und den staatlich gelenkten Kapitalismus des 20. Jahrhunderts bis zum heutigen Finanzkapitalismus, der aus Besitzbürgern Börsenhändler macht. Seine Krisenanfälligkeit, soeben durch das Debakel der Credit Suisse demonstriert, stellt die Systemfrage dringlicher denn je.

Die Abfolge dieser Ordnungen verläuft laut Fraser nicht reibungsfrei. Sie bringt oft nichtintendierte Folgen hervor. So wurde der staatlich gezähmte Kapitalismus, der die Prekarisierten fürsorglich schützte (aber weiterhin den globalen Süden ausplünderte), vom Finanzkapitalismus abgelöst. Aber nur deshalb, weil Antirassisten, Ökologinnen, LGBTQ-Bewegung und Feministinnen auf den Plan traten, wie die Feministin Fraser einleuchtend zeigt. Vereint mit den Neoliberalen attackierten sie den patriarchalen Staat mit seinem «Alleinernährermodell», das dem Mann den Familienlohn garantierte.

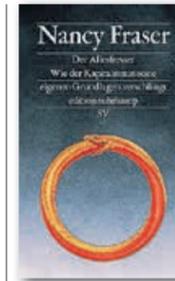
Aufgewertete Trump-Wähler

Die «Progressiven» eroberten den Arbeitsmarkt für die Frauen, worauf die Betreuung von Kindern, Kranken und Alten an schlecht bezahlte Frauen ausgelagert wurde. Sie haben dem «räuberischen Finanzkapitalismus einen Anstrich von emanzipatorischem Charisma» verpasst. Darum passen Menschen, die als genderfluid auftreten, zu einem flexiblen System, das den Konsumenten auf Bestellung zu jeder Tageszeit neue Waren ins Haus liefert.

Im Gegenzug wertet Fraser die wütenden Wähler von Trump und Co. auf. Diese sind zwar transphob und rassistisch, wollen jedoch den Finanzkapitalismus abschaffen, der sie unter das Schuldenjoch gezwungen hat. Sie wollen eine gerechtere Welt. Fraser erklärt die Wirklichkeit

dialektisch; ihr zu folgen, macht Freude. Alle Kapitalismen leben parasitär von Voraussetzungen, die sie weder ausweisen noch geschaffen haben. Sie leben von der Reproduktion der Natur und der Frauen. Oder in Fraserscher Radikalerterminologie: Der Kapitalismus frisst seine Ressourcen, die er schlechter als Dreck behandelt. Je älter er wird, desto grösser ist seine Gier. Er plündert im Süden Rohstoffe, vertreibt Indigene und beutet Tieflohnarbeiter aus, presst den Frauen Care-Arbeit ab und profitiert von den Regeln der Demokratie, die er zugleich aushöhlt. Müsste der Kapitalismus für seine Räuereien bezahlen, sagt Fraser, er wäre schon längst pleite. Er ist nicht effizient, sondern ein Kannibale, der sich am Ende selbst verspeist wie der Ouroboros, die Schlange, die sich in den eigenen Schwanz beisst. Sie prangt denn auch auf dem Buch.

Die Profiteure der kapitalistischen Ordnung sind die grossen Lebensmittel-, Pharma-, Energie-, Waffen- und Techindustrien, die mit internationalen Organisationen wie dem Währungsfonds, der EU und der Weltbank den Globus regieren. Zugleich werden die Giganten selber dominiert: vom Kapital, also vom Zwang, noch grösser zu werden und noch mehr zu profitieren. Hinter dem Vorhang von



Demokratie und pseudoökologischem Emissionshandel zieht das Kapital, das sich verselbständigt hat, die Fäden.

Verschwörerische Rede

Fraser ist keine orthodoxe Marxistin; darum erweitert sie Marx' Theorie um die Ausbeutung des Südens, die von Migrantinnen geleistete «Beziehungsarbeit» und die Ökologie. Als Marxistin aber verfällt sie in die so metaphysische wie stellenweise verschwörerische Rede vom alles bewegenden Kapital. Damit schwächt sie ihre im Übrigen informierte Kritik. Passend dazu übergeht sie die mystische Bedeutung des Ouroboros, der in der Kulturgeschichte just für den Kreislauf steht, dessen Rettung die Autorin anstrebt.

Am Ende ihres unter Wiederholungen leidenden Buchs macht Fraser Mut - mit einem Sozialismus jenseits von Sowjetkommunismus und Sozialdemokratie. Er würde wiederherstellen, was der Kapitalismus negiert: die Pflege der Mitmenschen, den Schutz der Natur, die demokratische Selbstverwaltung. Die emanzipatorischen Bewegungen, Klimakleberinnen, PoC-Organisationen und andere, sie könnten die Wende schaffen - sofern sie radikal sozialistisch sind. Was damit aber genau gemeint ist, bleibt vage. ●



Umweltaktivisten im Dammröder Forst in Hessen, einem Wald, der zum Teil einem Autobahnbau weichen musste. (5. 12. 2020)

Leidenschaften auf dem Fluss



Musik

8 Tage ab Fr. 2155



Excellence Princess Die Donau & die Musik

Donau | Passau > Budapest > Passau
Bizet's «Carmen» im Steinbruch, ein Schleusenkonzert an Deck der «Princess», ein exklusives Gastspiel in Budapests neuem Musiktempel, zu Besuch bei Strauss und Mozart – eine musikalische Reise an Orte, wo man klassische Musik zelebriert und neu erfindet.

Reisedaten 2023
30.07.–06.08.
06.08.–13.08.

excellence.ch/eppas15_op

Kultur

7/9 Tage ab Fr. 2155



Excellence Royal Parlez-vous français?

Seine | Schweiz > Paris > Rouen > Le Havre > Caudebec-en-Caux > (Étretat) > Vernon > Paris > Schweiz

Eine Reise zur französischen Sprache auf dem «Fluss der Grande Nation» – ganz im Lebensstil des Savoir vivre. Lebendige Lektionen an Bord, Sprachexkursionen an Land: zu Arsène Lupin, Claude Monet, Victor Hugo und zur ehrwürdigen Universität Sorbonne.

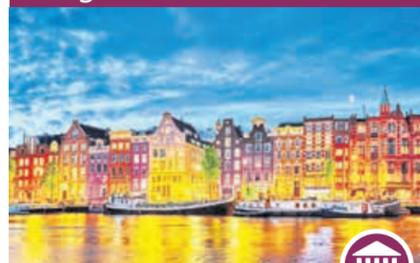
Reisedaten 2023
03.08.–11.08. / 15.10.–21.10.

excellence.ch/eypar9_fr oder [eypar8_fr](https://excellence.ch/eypar8_fr)

Galakonzert auf der Excellence Coral im Schiffshebewerk Niederfinow.

Kultur

8 Tage ab Fr. 1595



Excellence Empress City & Kultur auf dem Rhein

Rhein | Basel > Karlsruhe > Wiesbaden > Koblenz > Düsseldorf > Emmerich (Nijmegen) > Amsterdam

Städte erkunden, Kunst geniessen – in genau dem Mix, den Sie wünschen: Medienkunst im ZKM, die Schirn in «Mainhattan», Joseph Beuys am Niederrhein, van Gogh und Street Art in Amsterdam. Dazu: Nijmegens Weine, Street Food und eine Grachtentour bei Nacht.

Reisedaten 2023
12.10.–19.10.
19.10.–26.10.

excellence.ch/eebas4 oder [eeams4](https://excellence.ch/eeams4)

Kultur

8 Tage ab Fr. 2645



Excellence Rhône Das Welterbe Südfrankreichs

St. Jean de Losne > Chalon-sur-Saône > Mâcon > Lyon > Avignon > Arles > Port St. Louis > Avignon

Die Salinen am Doubs, die «Climats» von Burgund, die Geologie des Beaujolais, die Höhlenmalereien der Ardèche, Le Corbusier in Marseille, die Antike von Arles – auf dieser Tour entdecken Sie Orte von Weltrang vom französischen Jura bis ans Meer.

Reisedatum 2023
09.09.–16.09.

excellence.ch/erstj2_un

Comedy

3 Tage ab Fr. 355



Excellence Empress Comedy-Cruise auf dem Rhein

Rhein | Basel > Strassburg > Basel
«Frölein Da Capo» bläst mit ihrem Single-Orchester zum Comedy-Angriff auf Ihre Lachmuskeln. Und die Aussie-Humor-Kanone Rob Spence feuert seine Pointen-Salven hinterher. Eine geballte Ladung Unterhaltung erwartet Sie auf der «Empress»!

Reisedatum 2023
15.11.–17.11.

excellence.ch/eebas23

Mitreissend!

Expertinnen und Meister ihres Fachs teilen mit Ihnen Leidenschaft, Können und Wissen – an Bord von Excellence, auf den Wasserwegen Europas. Lassen Sie sich inspirieren von unseren Themenreisen 2023 auf 216 Seiten.

excellence.ch/themenreisen



Excellence – Eine Klasse für sich

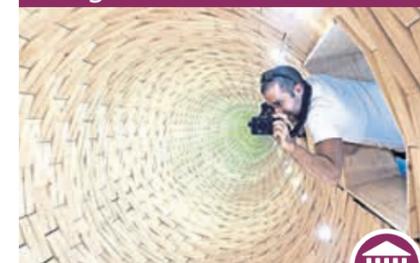
Die kleinen Schweizer Grandhotels sind Ihr Zuhause unter Freunden. Höchster Komfort, geliebte Gastlichkeit und die beste Küche auf dem Fluss.

Buchen & informieren
excellence.ch
071 626 85 85

Reisebüro Mittelthurgau
CH-8570 Weinfelden

Kultur

9 Tage ab Fr. 2295



Excellence Empress Fotografie auf der Donau

Donau | Passau > Wien > Budapest > Bratislava > Krems > Passau

Fünf Workshops mit dem Foto-Profi der Nikon School, auf einer Flussreise zu den schönsten Motiven. Ob auf dem lebendigen Prater in Wien oder im Spiegelmuseum in Bratislava – fangen Sie die besten Bilder ein. Und jeden Tag werden Sie bessere Fotos schiessen.

Reisedatum 2023
11.08.–19.08.

excellence.ch/eepas12_fo

Das Excellence-Inklusivpaket

- Elegante Flussblick-Kabine, Genuss-Vollpension, ab/bis Schweiz: in umweltgerechtem Schweizer Komfort-Reisebus
- Excellence-Themenreisenpaket, Exkursions-/Kulturprogramm, begleitet von Fachleuten
- CO₂-Klimaschutzbeitrag Myclimate
- Pure-Air-Ionisierung gegen virustragende Aerosole an Bord

Weitere Leistungen excellence.ch/paket
Buchen Sie online ohne Buchungsgebühr.

excellence
Die kleinen Schweizer Grandhotels



Filippo Bernardini bekennt sich schuldig, das wohl mysteriöseste Verbrechen der Verlagswelt begangen zu haben. Ins Gefängnis muss er dafür nicht. Nur frei ist er auch nicht.

Von Sylke Gruhnwald (Text) und Ricardo Santos (Illustration)

Er wollte nur lesen

Salman Rushdie sagt über seine Autobiografie: «Wer seine Geschichte nicht erzählen kann, existiert nicht.» Und das will wohl auch Filippo Bernardini: sich selbst erzählen können, weil er sich endlich verstanden hat. In seinen Zwanzigern wird er kriminell, mit dreissig Jahren wird er verurteilt. Und macht Schlagzeilen: Journalistinnen beschreiben Bernardini mal als «Sammeler», dann als «Meisterdieb des Literaturbetriebs» oder gar als «italienischen Lupin der Bücher».

«Catch Me If You Can»

Im März dieses Jahres entscheidet eine Richterin im Fall der Vereinigten Staaten gegen Filippo Bernardini. Der bekennt sich mehr als ein Jahr nach seiner Verhaftung am New Yorker Flughafen JFK schuldig, sich Hunderte Male als Schriftsteller, Agentin, Literaturscout, Lektor oder Übersetzerin ausgegeben zu haben, um so Tausende von unveröffentlichten Manuskripten zu ergaunern. Bernardini beschreibt das, was er getan hat, als «ungeheuerlich, dumm und falsch», schlicht als «illegal». Die Strategie der Verteidigung ist: seine Motivation.

Und die legt Bernardini in einem Brief dar, adressiert an Colleen McMahon, zuständige Richterin am Bundesbezirksgericht in Manhattan: Er hatte versucht, an unveröffentlichte Arbeiten von Margaret Atwood und Sally Rooney, Ian McEwan und auch noch unbekanntes Literatinnen zu kommen, weil er sie schlicht lesen wollte. «Ich wollte und habe diese Manuskripte nie weitergegeben.» Er schreibt: «Es gab Zeiten, in denen ich die Manuskripte las und eine besondere und einzigartige Verbindung mit der Autorin spürte, fast so, als wäre ich der Lektor dieses Buches.» Filippo Bernardini behält die Entwürfe für sich; er verhökert sie nicht im Darkweb, versetzt sie nicht auf dem Schwarzmarkt, fordert kein Lösegeld. Es geht ihm nicht ums Geld.

So richtig zu überzeugen vermag Bernardini die Richterin nicht. Sie vergleicht den Fall mit der Kindersendung «Where in the World Is Carmen San Diego?» aus den frühen Neunzigern und Bernardini mit dem «Typ» aus dem Hollywoodfilm «Catch Me If You Can». Es habe ihm Spass gemacht, die Betrugsmasche am Laufen zu halten, sagt sie. Und so richtig weiter weiss sie auch nicht: «Ich will niemandem etwas vormachen, ich habe keine Ahnung, was ich mit diesem Fall anfangen soll.»

Tatmotiv: Bücherliebe

Weil ihn nichts mehr als Bücher interessiert habe, macht Bernardini einen Abschluss in Publizistik am University College London, dann vier Monate

lang ein Praktikum bei einer Literaturagentur. Einen festen Job kann er sich dort nicht ergattern, aber er bekommt mit, wie Manuskripte zwischen Literaturscouts, Agentinnen und Lektoren hin- und hergeschickt werden. Bernardini schreibt: «Warum kann ich diese Manuskripte nicht auch lesen?» Er legt die erste E-Mail-Adresse an, die der eines Mitarbeiters im Verlagswesen ähnelt, nur mit Buchstabenreihen, die bei flüchtiger Lektüre übersehen werden können. Und so bekommt er den ersten unveröffentlichten Text zugeschickt. Er beschreibt es als «Besessenheit», als «Zwang»: «Ich hatte den brennenden Wunsch, mich immer noch als einer dieser Verlagsprofis zu fühlen.» Bernardini, der Aussenseiter, der keinen Job im Verlagswesen findet, will dazugehören: «Jedes Mal, wenn mir ein Autor ein Manuskript schickte, hatte ich das Gefühl, noch immer Teil der Branche zu sein.»

In den Verlagen beginnt die Suche nach dem mysteriösen Dieb, es wird gerätselt, verdächtigt, geätzt, manche munkeln von einem Spion. Mal ist er ein Hacker, mal rachsüchtig oder ein Schriftsteller auf der Suche nach Inspiration. Er findet eine Anstellung beim Verlagshaus Simon&Schuster in London, liest mit, was über ihn geschrieben wird, macht weiter, immer weiter.

Der Aussenseiter vor Gericht

Als Bernardini auffliegt, wird in der Bücherwelt mit grosstem Vergnügen gelästert: Das Instagram-Branchenklatschblatt @publishersbrunch, das über schlechte Bezahlung im Verlagswesen, über junge und oft weibliche Angestellte berichtet, denen Geld fehlt, um die Miete in teuren Städten zu bezahlen oder gar den Studienkredit zu tilgen, die Ratschläge erhalten wie: Blowjobs seien Schmiermittel für die eigene Karriere, veröffentlicht immer wieder Memes zum Fall. Eines ist die Adaption des Buchcovers der Autorin Ottessa Moshfegh; ihre Romane über Aussenseiter lesen sich wie Parabeln auf die Gegenwart. Aus dem Buchtitel «Mein Jahr der Ruhe und Entspannung» basteln die Klatschmäuler «Mein Jahr der Ruhe und Maskerade», in grossen Lettern in grellem Pink steht da auch sein Name: Filippo Bernardini.

Als Beweisstück B legt die Verteidigung dem Gericht ein Parteigutachten einer forensischen Psychologin vor. Die Diagnose Autismus benennt das Anderssein. Da ist er, Filippo Bernardini, und da sind die anderen: Lektorinnen, Literaturagentinnen, Übersetzer und Literaturscouts. Das Stigma des Aussenseiters, es fällt nicht von ihm ab.

Colleen McMahon, die Richterin, sagt, sie verstehe «den Zwang zum Sammeln, sogar den



«Jedes Mal, wenn mir ein Autor ein Manuskript schickte, hatte ich das Gefühl, noch immer Teil der Branche zu sein», sagt Filippo Bernardini vor Gericht.

Zwang, dazugehören zu wollen oder sich als Insider zu fühlen». Doch Stereotype von Menschen mit Autismus-Spektrum lässt sie nicht gelten. Niemand habe Bernardini gezwungen zu drohen, so die Richterin. Der Staatsanwalt legt E-Mails vor. In einer Nachricht, abgeschickt am 18. August 2020, kurz vor ein Uhr in der Nacht, beschimpft Bernardini einen Adressaten, der seinen Trick durchschaut hatte, als Cunt. In dessen Signatur steht die Warnung: «Cyber-Betrüger geben sich manchmal als Literaturagenten aus. Wenn Sie eine E-Mail von uns

erhalten, die in irgendeiner Weise verdächtig aussieht oder in der nach Manuskripten gefragt wird, klicken Sie bitte nicht auf «Antworten», sondern leiten Sie sie weiter und geben Sie unsere E-Mail-Adresse erneut ein. Danke.»

Das Vorgehen Bernardinis

Vor Gericht sagt Bernardinis Anwältin, es sei ein Merkmal von Autismus, die Perspektive anderer nicht einnehmen zu können. Die Richterin unterbricht sie: «Das ist ein Merkmal der meisten kriminellen Verhaltensweisen.»

Bernardini allerdings lernt sich selbst kennen, um sich selbst erzählen zu können. Von Zweifeln und Ängsten, von Ambitionen und Hoffnungen eines Autors.

Für Colleen McMahon ist der Fall «nicht das Verbrechen des Jahrhunderts». Klar, es fehlt die Leiche, das Blut, die Tatwaffe. Was bleibt, ist die Scham der Opfer. Peter C. Baker ist einer der Autoren, an dessen Debütroman Bernardini gelangt. Für das Magazin «New Yorker» blickt Baker zurück. Am 20. September 2020, um 14 Uhr 47, erhält er eine scheinbar harmlose E-Mail

von seinem Literaturagenten Chris. Der fragt, ob er die letzte Version seines Buchs als Word-Dateien senden könnte. Was Baker macht, übermüdet, weil er sich die Nacht zuvor um seinen neun Wochen alten Sohn gekümmert hatte. Der Schwindel fliegt auf; erst schämt sich Baker, dann kommen «Zweifel und Ängste» hoch, auch wie sehr er seinen Erstling, an dem er da bereits fast ein Jahrzehnt lang arbeitet, überfrachtet mit «Ambitionen und Hoffnungen». Später versucht er, einfach nicht mehr an «die alte Version mit all ihren Lücken, Fehlern und Unzulänglichkeiten zu denken, die auf der Festplatte eines ruchlosen Fremden lag». Und über Bernardini schreibt er: «Menschen haben eine Schwäche für Aussenseiter, selbst für Aussenseiter, die etwas falsch gemacht haben.» Bernardini liest Baker; sich selbst erzählen wird auch von anderen geprägt.

Das Urteil

Die Richterin entscheidet: kein Gefängnis. Filippo Bernardini wird abgeschoben, entweder nach Grossbritannien, wo er zuvor mit seinem

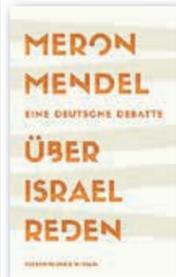
Partner und seiner französischen Bulldogge Dolly gelebt hat, oder nach Italien, seine Heimat; er wird ohne richterliche Erlaubnis für Jahrzehnte nicht mehr in die USA zurückkehren dürfen. Zudem muss er 88 000 Dollar an das Verlagshaus Penguin Random House zahlen, was, wie seine Anwältin vorrechnet, ungefähr vier Jahresgehältern Bernardinis entspricht. Lohn für einen Job, den er los ist, in einer Branche, in der er längst nicht mehr arbeiten möchte: Er wolle ein Café in London eröffnen, dort «gesunde, biologische, fleischfreie Gerichte» anbieten.

Seit März twittert Bernardini. «Sich öffentlich zu entschuldigen bei allen Menschen und Unternehmen, die ich betrogen habe oder denen ich Schaden zugefügt habe», das sei, was er wirklich wolle. Und weiter: «Ich hoffe, dass die Verlagsbranche eines Tages wirklich inklusiv sein wird.» Ist es Filippo Bernardini, der da schreibt - oder wird er nachgeahmt?

Weder Filippo Bernardini selbst noch seine Anwältinnen antworteten auf Anfragen der «NZZ am Sonntag». ●

Politik Israel feierte diesen Mai den 75. Jahrestag seiner Gründung. Der Autor Meron Mendel will die Debatte dazu bereichern.

Kronzeuge wider Willen



Meron Mendel: Über Israel reden. Eine deutsche Debatte. Kiepenheuer & Witsch 2023. 224 S., um Fr. 35.-, E-Book Fr. 19.-.

Von Sylke Gruhwald

Der israelisch-deutsche Autor Meron Mendel nimmt die Leserinnen mit ins Sportstadion: Wie verfeindete Fußballfans stehen da auf der einen Tribüne «die Israelfans, die gegen den Antizionismus und Antisemitismus in der Linken anschreien und zugleich die Lage der Palästinenser ignorieren». Angefeuert von der Springer-Presse. Ihnen stehen auf der anderen Tribüne «die Palästinafans und «Muslimverstherer» gegenüber, die den «Antisemitismusvorwurf» beklagen, der mit Rassismus gleichgesetzt wird. Hochgegrölt auch von jenen, die keinen Frieden finden mit ihren Familiengeschichten und den vom Nationalsozialismus geprägten Täterbiografien ihrer Grosseltern.

Für Mendel wird so eine «klassische Opferkonkurrenz zwischen Juden/Israeli und Palästinensern/Muslimen» hergestellt, als deren Kronzeuge er nicht vereinnahmt werden will.

Der Leiter der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt am Main will «Über Israel reden». Aber Achtung: In der seit Jahrzehnten andauernden überreizten Debatte in Plenarsälen und an Stammtischen, in Kommentarspalten und TV-Talkshows vermag der Titel zu täuschen. Denn Mendel will nicht einfach politisieren, ihm geht es sehr genau darum, «wie in Deutschland der Nahostkonflikt verhandelt wird, in der Politik und in den Medien, unter Linken, unter Migranten und unter Juden».

Mendel reflektiert dafür auch seinen eigenen Werdegang. In Hebron trifft er als junger Mann im verpflichtenden Militärdienst auf den gleichaltrigen Siedler Itamar Ben-Gvir, der, ausgemustert wegen rechtsradikaler Aktivitäten, Passanten mit Steinen bewirft, Strassenverkäufer in den Gassen der arabischen Stadt schikaniert, «Tod den Arabern» skandiert. Ben-Gvir ist heute Minister der Regierungskoalition von Netanjahus Likud und rechts-religiösen Parteien, die Israel zu einer «defekten Demokratie» wie in der Türkei und Ungarn erodieren lassen könnten, mahnt Mendel. Dem Autor ist mit seinem Essay ein Streiflicht, eine kurze und erhellende, eine persönliche und zugleich sachliche Darlegung gelungen - die ihn wohl zu einem Kronzeugen wider Willen macht. ●

«Klassische Opferkonkurrenz»: Meron Mendel.



Kurzkritiken

Thomas Hertog: Der Ursprung der Zeit. Fischer 2023. 411 S., um Fr. 35.-, E-Book Fr. 25.-



Verfolge man das Universum bis zu seinen ersten Augenblicken zurück, treffe man auf eine «tiefer Ebene der Evolution», auf der selbst physikalische Gesetze einem Veränderungs- und Entwicklungsprozess unterliegen. Das schreibt Thomas Hertog, ein früherer Mitarbeiter von Stephen Hawking. Der Urknall sei der Ursprung der Physik, sagt Hertog. Dies lässt sich mit der Holografie erklären: Eine beleuchtete Aufnahme wird wie ein dreidimensionales Abbild eines Gegenstandes wahrgenommen. Dank der holografischen Interpretation würden sich die wie Feuer und Wasser meidenden Theorien der Gravitation und der Quanten nun eher als Yin und Yang darstellen, als unterschiedliche, aber sich ergänzende Beschreibungen derselben physikalischen Wirklichkeit. Thomas Hertog schafft es, Komplexität zu vermitteln, ohne eine einzige Formel zu bemühen.

André Behr

Philip Hoare: Albrecht Dürer und der Wal. Klett-Cotta 2023. 316 S., um Fr. 45.-, E-Book 26.-.



Am Ende war er pleite. Albrecht Dürer hatte sein ganzes Geld in eine Reise in die Niederlande investiert, um dort einen Wal zu sehen. Als er an dem Strand ankam, hatte das Meer das tote Tier wieder ins tiefe Wasser gespült. Der britische Autor Philip Hoare nimmt die Geschichte zum Anlass, um über den wohl berühmtesten Renaissancekünstler nördlich der Alpen zu schreiben, als wäre er ein Zeitgenosse. Hoare geht von einer eigenen Reise aus, flicht Notizen, Zeitgeschichte, Philosophie ein und zeigt uns Dürer als einen, der unbedingt sehen und wissen wollte. Er reiste, las, suchte sich Abbildungen, um zu verstehen, wie unsere Welt aussieht und funktioniert. Keiner vor ihm hat die Natur so detailliert dargestellt und selbst da, wo er aus der Phantasie schöpfte, die Welt mit seiner Kunst neu geschaffen. Ein grossartiges, ein wunderbares Buch, das man in einem Atemzug liest.

Gerhard Mack

Der Berliner Antisemitismusstreit. Neu hrsg. von Nicolas Berg. Jüdischer Verlag/Suhrkamp 2023. 544 S., um Fr. 42.-.



Ein Klassiker der Geschichtsschreibung wird hier in erweiterter Form neu aufgelegt: Der Publizist und langjährige Suhrkamp-Lektor Walter Boehlich (1921-2006) brachte 1965 erstmals die Quellensammlung «Der Berliner Antisemitismusstreit» heraus. Sie dokumentiert eine heftig geführte Auseinandersetzung um das Verhältnis von Deutschen und Juden, die 1879 bis 1881 die Öffentlichkeit erregte. Ausgelöst wurde sie durch einen hetzerischen Artikel des berühmten Historikers und Ranke-Nachfolgers Heinrich von Treitschke, auf den viele jüdische Gelehrte, Schriftsteller und Politiker, aber auch Theodor Mommsen reagierten; Treitschke wiederum duplizierte scharf. Der Streit zeigt exemplarisch, wie der Antisemitismus gerade durch die Gebildeten verbreitet und nobilitiert wurde. Nicolas Berg hat Boehlichs Buch um eine neue Einleitung, Quellentexte und Kommentare ergänzt.

Manfred Papst

Frederic Friedel, Christian Hesse: Schach-Geschichten. Droemer 2022. 285 S., um Fr. 32.-.



Das Buch des illustren deutschen Autorenduos Frederic Friedel und Christian Hesse erzählt aus der Welt des Schachs Geschichten der besonderen Art. Der 1945 in Bombay geborene Publizist und Mitbegründer der Hamburger Softwarefirma «Chess Base» berichtet von exklusiven Begegnungen mit allen Weltmeistern seit Max Euwe, der 62 Jahre alte Stuttgarter Mathematikprofessor von faszinierenden Zahlenabenteuern auf und neben dem Schachbrett. Wie der einstige Weltmeister Garri Kasparow zu Recht schwärmt, ist dieses Buch ein Glücksfall. Man erfährt beispielsweise von den abstrusen Comebackplänen des exzentrischen Amerikaners Bobby Fischer in seinem isländischen Exil, die er Friedel in nächtlichen Gesprächen kundtat, und wer ein Faible für mathematische Unterhaltung hat, dürfte von Hesses Gedankenreichtum begeistert sein.

André Behr

Was liest ...

Mina Hava

«Surrender» von Joanna Pocock

Der einmal weiss gewesene Umschlag ist längst grau, die Seiten sind mit meinen eigenen Notizen versehen. Im Buch «Surrender» von Joanna Pocock begleitet man eine Schriftstellerin mit Mann und jungem Kind in den amerikanischen Midwest. Es ist eine Begegnung mit den Folgen menschlicher Intervention in diese Natur: Man folgt dem Bergbau, den verschmutzten Flüssen und dem ausbleibenden Schnee. Das Unbehagen gegenüber der Landschaft und ihren irreversiblen Veränderungen weitet sich bei Pocock auf den eigenen Körper aus. Äussere Landschaften gehen in innere über. Die Erfahrung der Menopause tritt ein längeres Nachdenken darüber los, wann die Mitte des Lebens überschritten ist. Trauer, schreibt sie, habe die Eigenschaft, die gewohnte Landschaft unkenntlich zu machen. In der Form etwas zwischen Essay, Reportage und Memoire, begleitet man die Autorin im Gespräch mit Ranchern, Biologinnen und Aussteigerinnen, die sich legal oder illegal um die Renaturierung der Landschaftsbemühen, und solchen, die sich die Erde als Lover vorstellen.

Bei der Frage, was es genau ist, was man zu bewahren sucht, sieht Pocock die politischen Lager verschwimmen. Allen gemeinsam ist, dass sie, um eine Zukunft zu sehen, ein idealisiertes Bild des Vergangenen heraufbeschwören. Mit Pocock kehrt man an Orten ein, die einst mit Kupfer zu Geld kamen und die, so schreibt sie,

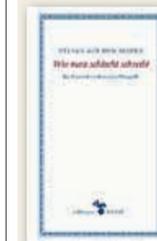


Die Schweizer Autorin Mina Hava sorgte mit ihrem kürzlich erschienenen Debütroman «Für Seka» für Aufsehen.

den Anschein erwecken, als suchten sie bereits nach ihrer nächsten Ressource. Pocock begleitet Jäger und wartet mit ihnen, dass die Bisons den Yellowstone-Nationalpark verlassen, um sie später zu jagen. Ein Recht, das denjenigen zusteht, die im Zuge der Reservatbildung und der Umsiedlungsprojekte ihres Lebensraumes beraubt wurden. Später sieht sie die Innereien des Tieres zurückbleiben. Die Kojoten oder Wölfe, die die Innereien üblicherweise fressen, tauchen nicht auf. In die-

sem Text geht es nicht nur um das Artensterben oder die Veränderungen der Landschaft und ihre Zerstörung, sondern auch um die eigene körperliche Versehrtheit, um die Frage, wie es ist, einem Kind beim Heranwachsen zuzusehen, das mit den Konditionen des Klimas vertraut sein wird, die sie selbst noch gar nicht kennt. Im gegenseitigen Bezug dieser Stränge, den umweltpolitischen und persönlichen, ergeben sich starke Momente. Ich kehre immer wieder dahin zurück. ●

Bücher, die Sie sich sparen können



Der Titel «**Wie man schlecht schreibt**» verspricht intelligentes Lesevergnügen, vor allem, wenn er uns in der schicken Essayreihe des Verlags zu Klampen begegnet. Leider ist der Versuch des Diplomaten und Romaniers **Stefan aus dem Siepen** jedoch eine glatte Enttäuschung. Sein Buch über die Kunst des stilistischen Missgriffs ist selber einer: Statt stringenter Analysen lesen wir eine zitatschwängerte Dampfplauderei, die noch nicht einmal den Unterhaltungswert von Bastian Sicks oder Axel Hackes Causerien hat. Zur Oberflächlichkeit und Selbstgefälligkeit der Darstellung kommen etliche sachliche Fehler. (pap.)



Es kann nicht mehr lange dauern, dann werden wir «Globi bei der UBS» erleben. Gerade ist der 97. Band der Globi-Reihe erschienen. Er heisst «**Globis neue Abenteuer im Nationalpark**» und ist ein Folgeband von 1993, als dieser Vogel schon einmal die Gegend heimgesucht hat. Wort und Illustration waren in ihrer Banalität und Harmlosigkeit immer schon ein Ärgernis, aber durch die Ranschmeisse an Schweizer Auffälligkeiten - die Demokratie und Roger Federer waren auch schon an der Reihe - hat die Kinderbuchreihe jegliche Seele verloren. Der Verlag Orell Füssli sollte dem Ganzen den Gnadenstoss geben. (PT.)



Er wollte sich bloss einmal beim Sex filmen. Jetzt erklärt Schriftsteller **Michel Houellebecq**, weshalb er das nicht selbst machte, sondern sich auf den niederländischen Filmemacher Stefan Ruitenbeek einliess. Houellebecq müht sich mit einem Pamphlet ab, das etwa so erhellend ist wie die endlosen Erklärungen eines Pubertierenden, der von den Eltern beim Masturbieren erwischt wurde. Dann tritt in «**Einige Monate in meinem Leben**» auch noch Gérard Depardieu auf, der behauptet, dass die Literatur am Ende immer gewinne. Michel Houellebecq beweist auf 103 Seiten das Gegenteil. (reg.)



Was zählt, ist die Anzahl Follower: Instagram-Account von El Hotzo.

Welche Rolle spielt die Social-Media-Reichweite eines Autors in der Buchbranche? Das Beispiel Sebastian Hotz zeigt: eine wesentliche

Früher im TV, heute auf Twitter

Sebastian Hotz, dem Internet bekannt als El Hotzo, gehört, gemessen an den Zeitgeistfragen, zu den Guten, ist beliebt auf Twitter, auf Instagram sowieso, schreibt beruflich Witze für Jan Böhmermann, lebt in Berlin, moderiert einen eigenen Podcast und verachtet altbackene Männlichkeitsbilder.

Letzteres, aber auch ein bisschen alles andere, hat Hotz in einen Roman, der diesen Frühling erschien, gepackt - «Mindset», eine Abrechnung mit all den selbstoptimierenden Unternehmern, die sich weniger um die richtigen und wichtigen Dinge kümmern als Hotz selbst.

Hotz ist nicht der erste Social-Media-Star, der sich in die Buchbranche vorwagt, und voraussichtlich wird er nicht der letzte sein. Aber anders als bei anderen Büchern von Influencern und Social-Media-Phänomenen kam fast kein Leitmedium drumherum, Hotz zu rezensieren. So richtig begeistert waren die wenigsten Kritiker, aber richtig negativ waren die Rezensionen auch nicht. Oder um die «Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung» zu zitieren: «ein okayer Roman von einem okayen Typen».

Ohnehin interessanter als der Inhalt des Buches ist der Kontext, in dem «Mindset» erschien, beziehungsweise der Verlag: nämlich bei Kiepenheuer & Witsch, einem Haus mit einer ebenso popkulturellen wie literarischen Tradition. In den neunziger Jahren publizierten dort die sogenannten Pop-Literatinnen und Pop-Literaten wie Christian Kracht, Alexa Henning von Lange oder Benjamin von Stuckrad-Barre Texte über die damalige Jugendkultur.

Während Kracht und Co. in der zweiten Lebenshälfte angekommen sind, greifen Social-Media-Stars wie Hotz Themen auf, welche die Digital Natives beschäftigen.

Sind Influencer und Social-Media-Stars also so etwas wie die neuen Pop-Literaten? Beide verbindet jedenfalls, dass sie zu einem Jahrzehnt publizieren, in dem Reichweite eine wesentliche Währung darstellt. Früher waren es Talkshows wie zum Beispiel bei Harald Schmidt, heute sind es die sozialen Netzwerke. Das wissen auch die Verlage.

Wie Kiepenheuer & Witsch auf Anfrage schreibt, habe bei der Überlegung zur Publikation Sebastian Hotz' «Reichweite in den sozialen Netzwerken eine Rolle gespielt, so wie auch die Reichweite von Menschen mit regelmässiger Fernsehpräsenz oder von Bestsellerautoren und -autorinnen mit einem guten Namen im Buchhandel bei solchen Überlegungen eine Rolle spielen kann». Insofern hat sich seit den 90er Jahren nicht viel geändert.

Allerdings haben Klassiker der Pop-Literatur wie Krachts «Faserland» sich neben den Trends der Gegenwart immer auch mit komplexen Themen beschäftigt, etwa dem väterlichen Verhältnis zum Faschismus. Diese zweite Ebene weist «Mindset» nicht auf.

Was bleibt, ist die Reichweite, die in Hotz' Fall noch einen weiteren ironischen Touch bekommt. Denn sie ist auch das Kernmerkmal jener «High-Performer», die er in «Mindset» kritisiert, also jener Leute, die sich primär durch ihren Marktwert in den sozialen Netzwerken definieren. ● Anton Beck

Bestseller Juni 2023

Belletristik

- Lucinda Riley, Harry Whittaker: Atlas – Die Geschichte von Pa Salt.** Goldmann. 800 S., Fr. 33.-.
- Martin Suter: Melody.** Diogenes. 336 S., Fr. 34.-.
- Donna Leon: Wie die Saat, so die Ernte.** Diogenes. 320 S., Fr. 34.-.
- Philipp Gurt: Mord im Bernina Express.** Oktopus bei Kampa. 160 S., Fr. 23.-.
- Sebastian Fitzek: Elternabend.** Droemer/Knaur. 336 S., Fr. 24.-.
- Christine Brand: Der Feind.** Blanvalet. 608 S., Fr. 24.-.
- Herbert Clyde Lewis: Gentleman über Bord.** Mareverlag. 176 S., Fr. 39.-.
- Joël Dicker: Die Affäre Alaska Sanders.** Piper. 592 S., Fr. 34.-.
- Robert Seethaler: Das Café ohne Namen.** Claassen. 288 S., Fr. 33.-.
- Martin Walker: Troubadour.** Diogenes. 400 S., Fr. 34.-.

Sachbuch

- Felizitas Ambauen, Sabine Meyer: Beziehungskosmos.** Aris. 283 S., Fr. 36.-.
- Jessie Inchauspe: Der Glukose-Trick.** Heyne. 288 S., Fr. 31.-.
- Stefanie Stahl: Das Kind in dir muss Heimat finden.** Kailash. 288 S., Fr. 24.-.
- Duden – Die deutsche Rechtschreibung.** Duden. 1296 S., Fr. 38.-.
- Petra Bracht, Roland Liebscher-Bracht: Schmerzfrei und beweglich bis ins hohe Alter.** Mosaik. 480 S., Fr. 29.-.
- Tom Bobsien: Das Date mit dir selbst.** Rowohlt. 176 S., Fr. 39.-.
- Robert Greene: Power: Die 48 Gesetze der Macht.** Hanser. 256 S., Fr. 29.-.
- Brianna Wiest: 101 Essays, die dein Leben verändern werden.** Piper. 432 S., Fr. 34.-.
- Martin Wehrle: Wenn jeder dich mag, nimmt keiner dich ernst.** Mosaik. 352 S., Fr. 27.-.
- Tina Turner: Happiness.** Knaur Balance. 248 S., Fr. 28.-.

Erhebung GfK Entertainment AG im Auftrag des SBVV; Juni 2023. Fast alle Bücher gibt es auch als E-Book.

Alex Capus Aus meinem Leben als Schriftsteller



Anstand und Chemie

Ich suche nie nach literarischem Stoff; nicht in der Kneipe, nicht beim Lesen, nirgendwo. Ich bin froh, wenn der Stoff mich in Ruhe lässt. Ich trage kein Notizbuch auf mir. Alles, was ich im Leben unternehme, tue ich nicht im Hinblick auf literarische Verwertbarkeit, sondern um der Dinge selbst willen. Ich sehe und höre, lache und fühle mit meinen Mitmenschen, aber niemals suche ich ihre Nähe, um sie für mein Schreiben nutzbar zu machen. Das ist eine Frage des Anstands. Schriftsteller bin ich nur, wenn ich die Finger auf der Tastatur habe und im Fundus meiner Seele krame.

Meine Lebensgefährtin habe ich nicht zu Recherchezwecken geheiratet, meine Kinder nicht aus literarischen Gründen gezeugt. Meine Freunde sind meine Freunde und nicht meine literarischen Pappkameraden. Ich schiebe niemanden auf die Rampe, um den künstlerischen Mehrwert abzuschöpfen.

Ich weiss, dass es Autoren gibt, die bei jeder Beerdigung, jeder Liebesnacht und jedem Kneipengespräch ein literarische Verwertbarkeit denken. Ich arbeite nicht so. Ich fände das unredlich, vielleicht sogar hinterhältig; in jedem Fall einen Verstoß gegen Treu und Glauben.

Ich lebe, weil ich ein Mensch bin, Schriftsteller bin ich nebenbei. Wenn ich nicht mehr schreiben dürfte, fände ich das schade, aber es wäre für mich kein Weltuntergang. Ich würde weiterleben.

Wir Menschen Herdentiere sind, bin ich gesellig, und deshalb gehe ich in die Kneipe. Ich gehe hin für einen Händedruck oder ein Schulterklopfen, für ein Lächeln oder Zwinkern. Ich höre mir gern eine gute Geschichte an, wenn

jemand eine zu erzählen hat. Aber das ist selten. Noch seltener kommt es vor, dass ich später am Schreibtisch Verwendung für sie hätte. Keine Sekunde denke ich daran, am Ende eines Kneipenabends das literarische Destillat in der Vorratskammer einzulagern.

So funktioniert das nicht. Die Menschen, die ich getroffen habe, sind Teil meines Wesens, und ich bin Teil von ihnen. Ohne sie wäre ich nicht, wer ich bin. Ich würde nicht schreiben, was ich schreibe. Meine Erinnerungen an sie sind mir kostbar. Ich hüte sie zusammen mit den Erinnerungen an meine Liebsten zu Hause, und mit den Erinnerungen an die vielen Abende, die ich nicht in der Kneipe, sondern mit einem Buch in der Hand verbrachte. Ich habe viel mehr Abende lesend auf dem Sofa als saufend in der Kneipe verbracht.

Das fing an, nachdem ich in der ersten Klasse der Grundschule alle sechszwanzig Buchstaben gelernt hatte. Ich war wohl, was man ein Bücherkind nennt. Ich las alles, was unser Klassenzimmer an Büchern hergab. Danach machte ich mich hinter die Bibliothek meiner Mutter, die Lehrerin an derselben Schule war. Ich las, was sie von Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller hatte, dann ihren Tolstoi und Dostojewski, und Tschechow und Gontscharow, Lermontow und Turgenjew - alles saugte ich auf. Manches verstand ich wohl, vieles mit Sicherheit nicht. Als Teenager nahm ich mir Zola und Flaubert und Maupassant vor, später Thomas Mann, Joseph Roth und Hans Fallada, und dann, nachdem ich von zu Hause ausgezogen



Ich weiss, es gibt Autoren, die bei jeder Liebesnacht an literarische Verwertbarkeit denken. Ich arbeite nicht so.

war, John Steinbeck, Sherwood Anderson, Upton Sinclair, John Cheever, Raymond Carver, Alice Munro und Frank O'Connor.

Sie alle stehen in meiner Bibliothek. Ich achte darauf, dass sie dort bleiben, keinen würde ich ausleihen. Sie sind meine Freunde. Lesen muss ich sie nicht mehr unbedingt, ich trage sie ja in mir. Manchmal nehme ich einen Band hervor, um die Erinnerung aufzufrischen.

Die Heldinnen und Helden dieser Bücher bevölkern die Landschaft meiner Seele in friedlicher Koexistenz, ihre Dramen zerfliessen im Dunst der Vergangenheit und verbinden sich mit dem, was ich selbst erlebt habe, zu dem Wesen, das ich bin. Und irgendwann werden sich, während ich die Finger auf der Tastatur habe - es liegt keine voraus-eilende Absicht darin und muss nicht unbedingt sein - aus diesem Dunst neue Figuren materialisieren, die in einer neuen Geschichte neue Dramen erleben.

So bedienen wir uns alle, die wir Geschichten erzählen, aus dem Fundus unserer Seele, den wir geäufnet haben mit Dingen, die wir erlebt oder gesehen, gehört oder gelesen oder sonst wie erfahren haben. Immer holt man sich sein Baumaterial aus dem Steinbruch der Vergangenheit, niemand schöpft beim Erzählen aus der leeren Luft. Das ist eine Sache der Chemie. Der Massenerhaltungssatz gilt auch in der Literatur.

Rien ne se perd, rien ne se trouve, tout se transforme, wie Lavoisier 1789 sagte. ●

Der Schweizer Schriftsteller Alex Capus lebt in Olten.



Italien. Capri. 1957. (Max Scheler / Max Scheler Estate / Agentur Focus)